Der Mannheimer Shakespeare

Hermann Uhde-Bernays



Die vollständige Arbeit erscheint als Lieferung der „Litterarhistorischen Forschungen“, herausgegeben von Prof. F. SCHICK und Prof. M. Frh. v. WALDBERG. — Verlag von EMIL FELBER in Berlin.

Ohlenroth'sche Buchdruckerei, Erfurt.



I.

Wielands Übersetzung der „Theatralischen Werke Shakespeares" war erschienen.[1]) Zum erstenmal lag dem deutschen Volk eine Art Gesamtausgabe der Schöpfungen des gewaltigen Briten vor Augen, dem deutschen Volke, das bisher nur durch gelegentliche Nachdichtungen und Nachbildungen, bescheidene kleine Versuche poetischer oder prosaischer Übertragung, bei weitem häufiger durch die mahnende Stimme Lessings und des ihn als Mittelpunkt verehrenden philosophischen Freundeskreises auf eingehende Beschäftigung mit Shakespeare hingewiesen worden war. In acht Bänden hatte Wieland einundzwanzig Stücke in Prosa dargeboten, das Ganze eröffnete glücklich die am meisten gelungene Arbeit, die poetische Wiedergabe des Sommernachtstraums.[2]) Mag wirklich ein zufälliger Anlass, wie Böttiger berichtet,[3]) Wieland dazu bestimmt haben, sich ernstlich mit Shakespeare zu befassen, oder war der Gedanke, seine jugendlichen Kräfte an dem Riesen zu erproben, eine natürliche Folge eingehender Studien in der englischen Sprache und Litteratur,[4]) trotz der langen Zeit,

[1]) Shakespeares Theatralische Werke. Aus dem Englischen übersetzt von Herrn Wieland. Zürich, bey Orell, Gessner und Comp. 1762—1766.

[2]) Bernays, Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare S. 44.

[3]) Böttiger, Literarische Zustände. Leipzig 1838. S. 18.

[4]) Genée, Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland. S. 95. Über die Briefe Wielands vgl. Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur, herausgeg. von A. von Weilen (Deutsche Litteraturdenkmäler Bd. 29. 30), Einl. S. XL ff., und Schnorrs Archiv



die er auf seine Arbeit verwendete, misslang das kühnlichst unternommene Wagestück, für den Augenblick wenigstens. Wielands dichterisches Naturell in Verbindung mit den geringen ihm verfügbaren Hilfsmitteln trugen daran die Schuld.[1]) Aber nur zum kleineren Teil. Trotz der erwähnten Anregungen klang dem deutschen Publikum oder vielmehr der manchmal immer noch auf Gottscheds Spuren folgenden Kritik die derbe Sprache, die ungestüme Gewalt des Shakespeareschen Wortes ungewohnt und fremd. Wir dürfen nicht vergessen, dass Minna von Barnhelm noch nicht erschienen war, und noch sieben Jahre vergingen, ehe im Götz von Berlichingen die grossartigste Offenbarung Shakespeareschen Geistes in Deutschland ans Licht trat.

Schon nach dem Erscheinen des ersten Bandes waren da und dort unfreundliche Stimmen laut geworden. In zwei Lagern standen die feindlichen Parteien. Während die einen, die jüngeren — als ihr Vertreter mag Gerstenberg gelten[2]) — mit der Thätigkeit Wielands in Bezug auf die vorliegende Übersetzung unzufrieden waren, stellten die anderen bekanntlich den oft citierten Satz von der absoluten Unübersetzbarkeit Shakespeares an die Spitze ihrer Ausführungen. In diesem Sinne äusserten sich übereinstimmend die beiden Besprechungen, die in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ und in der „allgemeinen deutschen Bibliothek“ das Unternehmen als solches angriffen. „Wir sagten uns gleich bey der ersten Ankündigung, ob wir nicht lieber gewünscht hätten, dass Shakespear

---

für Litteraturgeschichte, Bd. 7, 491; Bd. 11, 525; s. auch: Christoph Martin Wieland, geschildert von J. G. Gruber. I. Teil, Leipzig und Altenburg 1815. S. 133 ff.

[1]) Vgl. Albert Köster, Schiller als Dramaturg. Berlin 1891. S. 49 ff.

[2]) Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur. Schleswig und Leipzig 1766—67. S. Anm. 4.

niemals möchte übersetzt werden und Hr. Wieland seine Talente auf eine andere Weise den Musen widmen möchte?"[1]) „Von Rechtswegen solte man einen Mann wie Shakespear gar nicht übersetzt haben . . . . wer englisch nicht versteht, solte ihn billig gar nicht lesen."[2]) Wenig nützte es, dass Mendelssohn sich über das Erscheinen des Werkes freute, dass Uz es besser geraten fand, als er gehofft hatte, und Lessing selbst die nächste Gelegenheit nahm, um für Wieland und die geschmähte Arbeit offen Partei zu ergreifen. Hatte er schon im 17. Litteraturbrief eine Übersetzung „der Meisterstücke des Shakespeare mit einigen bescheidenen Veränderungen" selbst gewünscht, so äusserte er jetzt, dass er „grosse Lust habe, sehr viel Gutes" von dem neuen Buche zu sagen. „Wir haben an den Schönheiten, die es uns liefert, noch lange zu lernen, ehe uns die Flecken, mit welchen es sie liefert, so beleidigen, dass wir notwendig eine bessere Übersetzung haben müssten."[3]) So gilt auch mit Bezug darauf, dass er der erste anerkennende öffentliche Beurteiler der Wielandschen Übersetzung wurde, das rühmende Wort: Seit Lessing und dank Lessing erblicken wir in Shakespeare den grössten Vertreter der neueren tragischen Dichtung.[4]) Gewiss hatte

[1]) Bibliothek der schönen Wissenschaften. Leipzig 1763. 9. Bandes 2. Stück, S. 257 ff.

[2]) Allgemeine deutsche Bibliothek. Stettin 1765. S. 300.

[3]) Hamburgische Dramaturgie. 15. Stück. Dass Wieland selbst eine lobende Anerkennung von Lessings Seite nicht erwartete, zeigt sein Brief an Orell und Gessner vom 8. Mai 1766, vgl. Schnorrs Archiv Bd. 7, 506, und Kullmann, Wieland und Shakespeare, Progr. Remscheid 1896. S. 6.

[4]) Georg Witkowski, Aristoteles und Shakespeare in Lessings Hamburgischer Dramaturgie. Euphorion II, S. 521; vgl. M. Bernays, Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte III, 103. 104. — Max Koch fühlt sich gedrungen, an diesem Lobe auch andere teilnehmen zu lassen; s. Koch, Helferich Peter Sturz nebst einer Abhandlung über die Schleswigschen Litteraturbriefe. München 1879. S. 111 ff.

sein machtvolles Auftreten Eindruck gemacht. So lesen wir in Klotz' deutscher Bibliothek in einer vernichtenden Besprechung von C. H. Schmidts Theorie der Poesie: „Jetzt würden Sie ihr Urteil von seinem (d. i. Wielands) Shakespeare gerne zurücknehmen, nachdem Sie Lessings Dramaturgie gelesen haben. Schon lange zuvor habe ich geglaubt, dass Wielands Übersetzung so schlecht nicht ist, als es den Kunstrichtern gefallen hat, sie abzumahlen ..... Sie ... mögen einmal eine Übersetzung von Shakespear liefern, die die Wielandische übertrift. ... Bis dahin erlauben Sie uns anderen die Wielandische Arbeit nicht schlecht zu nennen.“ [1]) Manches freundliche oder feindliche Urteil liesse sich noch anführen, hier sei nur kurz an die freudige Begeisterung erinnert, die der junge Goethe dem deutschen Shakespeare und seinem Herausgeber entgegenbrachte, und die er bis an sein Ende Wieland treu gewahrt hat. Ausser seinen Worten in „Dichtung und Wahrheit“ sind die Rede auf Wieland und die Noten zum Divan hierfür ein Zeugnis. Von Wert ist auch August Wilhelm von Schlegels dreissig Jahre nach dem Erscheinen der Ausgabe abgegebenes Urteil, welches von der „herkulischen Arbeit“ und der „nicht gehörigen Anerkennung“ spricht.[2]) Und bis in die neueste Zeit sind sogar die Meinungen verschieden, an Stelle des Epithetons „steif und geschmacklos“ ist im allgemeinen das Urteil von Gervinus massgebend geworden: „Wielands Shakespeare, wie unvollständig und mangelhaft er auch war, ward immer eine Vorarbeit für Eschenburg.“ [3])

---

[1]) Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. Halle 1768. S. 34.

[2]) Etwas über William Shakespeare bei Gelegenheit Wilhelm Meisters. Horen 1796. IV. St., 76.

[3]) Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. IV, S. 424.

Mit Absicht wurden einige der ersten Äusserungen aus der damaligen Litteratur zusammengestellt. Lässt sich doch aus ihnen leicht begreifen, dass der von seinen Gegnern angeschlagene Ton Wieland veranlassen konnte, die zweite Ausgabe nicht mehr selbst zu unternehmen. Dass er sich bitter beleidigt fühlte, geht aus den Worten hervor, mit welchen er den 8. und letzten Band 1766 abschloss: „Durch diesen Vorwurf (der Unübersetzlichkeit) haben sie mir wehe gethan, wo ich am empfindlichsten bin . . Ich werde die Fehler, welche aller angewandten Sorgfalt und langwierigen Corretion (so!) ungeachtet, noch immer zurückbleiben, sobald ich sie gewahr werde, verbessern . . . . sie (die Kunstrichter) werden mich nicht zum zweytenmal zu der Schwachheit bringen, ihnen meine Antwort zu geben.“ Stolz zög er sich langsam von der Arbeit zurück, die ihm „eine Erholung von noch mühsameren Geschäften gewesen war“.

Als sich die Notwendigkeit einer neuen Auflage ergab, lehnte Wieland öffentlich die Übernahme ab. Auch aus diesen Sätzen klingt die Verstimmung noch leise nach. In seinem Aufsatz „Der Geist Shakespeares“ finden sich die ersten auf eine neue Herausgabe und neue Bearbeitung hindeutenden Stellen. „Angenehm ist es mir, dass ich zu einer neuen und sorgfältig verbesserten, vermuthlich auch vollständigen Ausgabe Hoffnung machen kann. Da ich . . . ersuchen musste, die Verbesserung (welcher ich aus Mangel der dazu erfoderlichen Musse mich nicht selbst unterziehen konnte) einem anderen dazu geschickten Gelehrten aufzutragen, so wünsche ich u. s. f. Mein Vorsatz war, meinen Autor mit allen seinen Fehlern zu übersetzen.“[1]) Dieser Gelehrte war Johann Joachim Eschenburg, Professor am

[1]) Deutsches Museum. 1773. S. 187.

Collegio Carolino in Braunschweig.[1]) Eschenburg hatte ausser einigen unbedeutenden dramatischen Kleinigkeiten[2]) im Jahre 1771 einen „Versuch über Shakespears Genie und Schriften in Vergleichung mit den dramatischen Dichtern der Griechen und Franzosen“ aus dem Englischen übersetzt und war dafür von verschiedenen Seiten höchlichst gelobt worden. Herder verstieg sich sogar zu dem Wunsche: „Am angenehmsten wäre es uns freilich mit einem Titel überrascht zu werden, etwa: Richard III., Macbeth, Hamlet, Lear, von Eschenburg übersetzt, mit dem Original und mit einer Auswahl der besten Anmerkungen seiner englischen Herausgeber und Commentatoren begleitet.“ [3]) Wie Eschenburg diese Bearbeitung der Wielandschen Übersetzung angetragen wurde — durch Zollikofer in Leipzig —, berichtet er selbst in seinem Vorbericht und in seinem Buche „Über Shakespeare“.[4]) Ebert, der Übersetzer der Youngschen Nachtgedanken, lieh bereitwillig seine Hilfe, jedes Stück wurde vor der Absendung nochmals mit ihm durchgegangen. 1775—77 erschienen zwölf Oktavbände, 1782 folgte ein dreizehnter mit den unechten Stücken nach. Wenn dichterische Freiheit und poetisches Gefühl die Hauptzüge

---

[1]) 1743—1820. S. Jürdens Lexikon VI, S. 768 ff. Schröder, Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller II, S. 204 ff.; dasselbe führt mehrere von Goedeke nicht erwähnte Werke an.

[2]) Reichards Taschenbuch für die Schaubühne 1775 führt ein sonst nirgends erwähntes Singspiel „Die Nacht“ an.

[3]) Herders sämtl. Werke. Berlin 1891. S. 316. Goethe äusserte sich freilich ganz gegenteilig: „Eschenburg ist ein elender Kerl. Seine Übersetzung (der Stellen Shakespeares natürlich) verdient keine Nachsicht, sie ist abscheulich.“ (An Herder 1771.) Briefe Weimarer A. II, 4. — Herders Geringschätzung von Wielands Übersetzung erhellt aus seinen Briefen an Karoline, vgl. Lebensbild, III. Band. und A. v. Weilens erwähnte Einleitung zu Gerstenbergs Litteraturbriefen S. CXVI.

[4]) Zürich 1787. Neue Auflage 1806. S. 509.

von Wielands Übersetzung waren, oft natürlich unter Einbusse des Textes, folgte Eschenburg mit peinlicher Sorgfalt dem letzteren, die wörtliche Übersetzung als die einzig zweckmässige und richtige Form der Übertragung ansehend. Wo unter Wielands freiem Schaffen ein — nach Eschenburgs Ansicht — zu freier Sinn entstanden war, da griff er mit sorgsamer, aber selten glücklicher Hand ein, ergänzte fehlende Stellen, plagte sich an humorvollen Wendungen und neckischen Wortspielen, ohne irgend eine Spur dichterischer Verwandtschaft mit dem übersetzten Autor. Verschleppungen des Ausdrucks, langgedehnte Sätze, relative Beziehungen sind fast immer auf seine Thätigkeit zurückzuführen. Für das Knappe und Kurze, Frische und Freie des Shakespeareschen Dialoges hatte er keine Empfindung. Er war eben noch unter dem Gestirn der französischen Technik des Dramas geboren, und hatte sich, um diesen Einfluss in richtiger Erkenntnis seiner Schädlichkeit abzuschwächen oder zu beseitigen, an theoretischen Maximen und philosophischen Grundsätzen seinen Stil gebildet. Er war „kein dichterisch veranlagter Mensch, sondern ein fleissiger, nüchterner Erklärer“.[1]) Seiner Arbeit kam, statt der von Wieland benutzten Warburtonschen Ausgabe, die neue treffliche von Johnson, für die letzten Bände wohl auch deren zweite Auflage, von Johnson und Steevens, sehr zu gute. Das Hauptkennzeichen dieser beiden Ausgaben ist die so genaue wie mögliche Beibehaltung des Originaltextes, mit Zurückweisung aller aufdringlichen Konjekturen, wie solche Theobald zu einer grossen Zahl dunkler Stellen sich gebildet hatte, und denen Pope und Warburton bereitwillig Aufnahme gewährten. Mit den gründlichsten Sprachkenntnissen ausgestattet, an der Hand trefflicher Hilfsmittel versuchte Eschenburg nun, Wieland

[1]) Köster a. a. O. S. 52.

zu übertreffen, ohne aber auch nur eine bescheidene Ahnung von dem dichterisch verklärenden Zauber des Originals geben zu können.

So war auch diesmal die Aufnahme geteilt, wenn auch sicher viel günstiger als zehn Jahre früher. Mit begeisterten Worten kündigte Wieland im „Deutschen Merkur“ die ersten vier Bände an, auch hier wieder den früher gemachten allzu schmerzlich empfundenen Vorwurf berührend: „Wer ihn nicht Englisch lesen kann, müsste sich selbst Feind seyn, wen er säumen wollte sich diesen teutschen Shakespear anzuschaffen — er müsste denn nur gar nicht lesen können. Herr Eschenburg hat alles geleistet was er versprochen und was man nur immer erwarten konnte. Seine Bemühung verdient einen der Grösse und der Schwierigkeiten seiner Arbeit angemessenen Dank; einer Arbeit, die, besonders in den vorher gar nicht übersetzten Stücken und in den hier und da von dem ersten Übersetzer entweder ganz weggelassenen oder nicht so treffend übersetzten Liedern, sehr gross war.“[1]) Aber so freundschaftlich und nachsichtig wie diese Worte klangen nur wenig andere. Man wird es auch hier nicht erwarten, eine genaue Aufzählung aller lobenden oder tadelnden Kritiken zu finden, die am Ende der siebziger Jahre in fast allen grösseren Zeitschriften zur Veröffentlichung gelangten, zumal dieselben in ähnlicher Weise wie die Urteile über Wieland, wenn auch nicht so oft, bei Vergleichungen der beiden Ausgaben herangezogen worden sind.[2]) Es mag höchstens

---

[1]) Deutscher Merkur. Junius 1775. S. 285. Die Briefe Wielands an Eschenburg stehen im „Archiv für Litteraturgeschichte“. Bd. 13, S. 498 ff.; Bd. 15, S. 261.

[2]) Dass diese Untersuchungen selbst auf Einzelheiten sich ausdehnten, erweist D. Jacoby, Der Hamlet-Monolog III. 1 und Lessings Freunde Mendelssohn und Kleist. Shakespeare-Jahrbuch Bd. XXV, S. 114. 115.

von Interesse sein, im ganzen darauf hinzuweisen, dass Biesters Worte in der allgemeinen deutschen Bibliothek: „Wieland hat einige Stücke ganz unstreitig mit unendlich mehr Genie und Styl, kurz mehr in dem Geist des Dichters, übersetzt, aber auch unendlich weniger Englisch verstanden, wie seine vielen Fehler beweisen“,[1]) von den meisten Rezensionen in schärferer oder milderer Form wiederholt wurden. Wenn, wie erwähnt, diese letzteren häufig auch in neuerer Zeit Beachtung gefunden haben, liess sich nirgends eine Erwähnung der beiden köstlichen Satiren feststellen, mit denen der Kritiker der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ den Übersetzer des Cervantes, Bertuch, und den Übersetzer Shakespeares in erheiternde Parallele gezogen hat.[1]) In der gleichen Zeitschrift finden sich zudem, bei einer Notiz über diesen Don Quixote Bertuchs, die höchst bemerkenswerten Worte: „Zuweilen ergriff ich schon die Feder, um aus den zwölf Bänden Eschenburgischen Shakespears ein Registerchen misslungener Stellen auszuziehn, aber ich warf bald die Feder hinweg, wenn ich bedachte, dass das zu niemandes Nutzen und Frommen dienen könnte.“[2]) Dass Eschenburg selbst solche Verbesserungen für eine neue Auflage sammelte, und höchst unzufrieden mit den prahlerischen Worten seiner Verleger war, die sich mit der allzu kühnen Behauptung gebrüstet hatten, dass der

[1]) Weimar und Braunschweig, Eschenburg und Bertuch, ein Gespräch unter Lebendigen, eine Stadtekloge, oder wie man will. Frankfurter gelehrte Anzeigen. No. 72. 6. September 1776. (Im gleichen Band Shakspear [über seinem Grabe schwebend]. No. 15. 20. Februar 1776.) — Während also hier den beiden Übersetzern übel mitgespielt wurde, nahm gerade damals der Knabe Ludwig Tieck beider Arbeiten mit schwärmerischer Begeisterung zur Hand. Vgl. die drastische Schilderung in: Ludwig Tieck, von R. Köpke, 1. Teil. Leipzig 1855. S. 42—45.

[2]) Frankfurter gelehrte Anzeigen. No. 45. 5. Junius 1778. S. 356.

neue Shakespeare keine Verbesserungen oder Ergänzungen mehr bedürfe,[1]) erfahren wir aus seinen eigenen Worten am Schlusse seines 13. Bandes. Bevor aber dieser das ganze Werk abgeschlossen hatte, war von anderer Seite der Beweis geliefert worden, dass dem deutschen Shakespeare noch mancher schlimme Fehler anhaftete, und das gelehrte Publikum hatte Gelegenheit, ein recht umfangreiches „Registerchen“ auf seine Richtigkeit zu prüfen. Welchen Einfluss die Veränderungen der gewöhnlich kurz „Mannheimer Shakespeare“ oder „Mannheimer Nachdruck“ genannten Ausgabe auf die erst nach zwanzig Jahren erscheinende, völlig umgearbeitete, zweite Auflage der Eschenburgschen Übersetzung hatten, und wie Eschenburg selbst sich diesem Vorgehen gegenüberstellte, soll im folgenden dargelegt werden.

[1]) Briefwechsel über den Nachdruck von Skakespeares Theater, herausgegeben von Orell, Gessner und Füssli 1778 und Band XIII, S. 467.

II.

Das Erscheinen der von Eschenburg veranstalteten Übersetzung Shakespeares fällt in eine Zeit, in welcher kein irgendwie bedeutendes Werk dem Schicksal entging, auf unrechtmässige Weise nachgedruckt zu werden. Gerade das Jahr 1780 scheint für die bestohlenen Autoren, mehr noch für die geschädigten Verleger höchst empfindlich gewesen zu sein, durch die Zeitschriften hallt gar oft ein Notschrei nach Besserung und Aufrechterhaltung der rechtmässig erlangten Privilegien. Ein Hauptaugenmerk der Nachdrucker richtete sich nämlich darauf, gleichgültig auf welche Weise in den Besitz solcher Privilegien zu kommen, womit sie dem Betrügerischen ihrer Handlungsweise ein dürftiges Mäntelchen umhängten. So blieb das Schamlose ihres Vorgehens wenigstens der grossen Masse verborgen, da letztere natürlich durch den billigeren Preis angelockt, schon aus diesem Grunde das nachgedruckte Werk vorzog. Die zumeist betroffenen grossen Verlagsbuchhandlungen scheinen eine Art stillschweigenden — vielleicht sogar einen wirklichen — Kontrakt abgeschlossen zu haben, auf den Messen und in ihren Läden solche Nachdrucke überhaupt nicht feilzubieten, denn in den der Frankfurter oder Gothaer gelehrten Zeitung stets beigefügten Messkatalogen finden wir äusserst selten Bücher mit den Verlagsorten Mannheim, Karlsruhe, Strassburg, Reutlingen, Stuttgart oder Tübingen angeführt. In diesen kleinen Städten Süd- oder vielmehr Südwestdeutschlands blühte ebenso wie in den Grossstädten Berlin und Wien eine ganze Nachdrucksindustrie auf. Nicht allein auf gangbare

deutsche Werke erstreckte sich die spähende Aufmerksamkeit, sondern auch hervorragende Arbeiten des Auslandes, namentlich der Franzosen, tauchten plötzlich auf dem Büchermarkt auf, meist ohne Angabe des Verlegers, nur mit Ort und Jahreszahl bezeichnet. Manche, hauptsächlich badische und Strassburger Firmen, haben sich, vornehmlich wenn sie gar des schützenden Privilegiums sich rühmen konnten, auch nicht gescheut, ruhig ohne Maske vor das Publikum zu treten. Machtlos standen die Vertreter der deutschen Wissenschaft, unsere heimatlichen Dichter am Beginne der glänzendsten Epoche deutschen Geisteslebens dem schimpflichen Treiben gegenüber, ohne genügenden wirksamen Schutz der willkürlichen Plünderung dieser Wegelagerer ausgesetzt.[1])

---

[1]) Vgl. hierzu: Olla Potrida, 1780, 3. Stück, S. 102 ff.; Deutscher Merkur, 1780, 2. Vierteljahr, S. 258 ff.; Goeckings Journal von und für Deutschland, 2. Jahrg. 1785, 2. Stück, S. 115—120. Das letztere enthält einen dem Kaiser gehaltenen „Vortrag der Studien- und Censurshofkommission zu Wien über den Nachdruck fremder Bücher“ von Sonnenfels.

In meinem Besitz befindet sich ein Exemplar des „Anzeiger“ späteren „Reichsanzeiger“ 1791 ff., auf dessen erster Seite handschriftlich Angaben aber nicht weniger als 127 von dieser Zeitung allein veröffentlichter Erklärungen gegen Nachdrucker verzeichnet sind. Gleich die erste derselben richtet sich „gegen die Witwe Gegel in Frankenthal“ (S. 13 Anm. 3) wegen unbefugten Nachdrucks von Schillers dreissigjährigem Krieg.

Eine eingehende „Geschichte des Nachdrucks“ von Brants Narrenschiff bis zu den Beschlüssen des deutschen Bundes ist noch nicht geschrieben. Die rechtliche Frage behandelt trefflich J. Jolly: „Die Lehre vom Nachdruck“ im Beilageheft zum Archiv für civilistische Praxis, XXXV. Band, Heidelberg 1852, vorher Ehlers (Kiel 1784). Kants Schrift „Von der Unrechtmässigkeit des Büchernachdrucks“ erschien 1785.

Bekannt ist Lessings Abwehr am Schlusse der „Hamburgischen Dramaturgie“, vgl. hierzu Erich Schmidts Lessing, 1. Aufl., 2. Band, S. 175. 176. Über Herder vgl. S. 73 Anm. 1.

Dass der deutsche Shakespeare, von einem so bekannten Gelehrten wie Eschenburg bearbeitet, sofort nachgedruckt wurde, erscheint nach dem ausgeführten nur begreiflich. Um sich vor der befürchteten Gefahr einigermassen zu schützen, hatten die Verleger die Ausgabe auf Vorschuss drucken lassen,[1]) aber mit dem Erfolg, dass sich zu gleicher Zeit fünf Konkurrenten rüsteten, um möglichst bald ebenfalls auf dem Platze zu sein.[2]) Nur ein Einziger von ihnen führte wirklich sein Vorhaben aus. Während aber jeder andere Nachdruck als genaueste wirkliche Kopie sich erwies, konnte diesmal noch ein anderer Vorzug als der der Wohlfeilheit geltend gemacht werden. Zahlreiche Verbesserungen sollten den neuen Abdruck begleiten, dessen erste Bände im Jahre 1778 bei Franz Levrault in Strassburg erschienen.[3]) Es ist behauptet worden,

---

[1]) Siehe die Ankündigung der Verlagsbuchhandlung im deutschen Merkur, 8. Bd. 1774, S. 294 ff.

[2]) Eschenburgs Übersetzung, Bd. XIII, 1782, S. 462.

[3]) Der genaue Titel lautet folgendermassen: Sammlung der Poetischen und Prosaischen Schriften ausländischer schöner Geister. ‖ Die Schriften des Wilhelm Shakespear. (Neues Blatt.) Wilhelm Shakespears Schauspiele. Von Joh. Joach. Eschenburg, Professor am Kollegio Karolino in Braunschweig. ‖ Neue verbesserte Auflage. ‖ Mit Allerhöchstem kaiserlichem Privilegio und Hoher obrigkeitlicher Erlaubniss. Strassburg, bey Franz Levrault, der königlichen Intendanz und bischöfl. Universit. Buchdr. 1778. — Nur die drei ersten Bände führen Eschenburgs Namen, es folgt später auf Schauspiele gleich der Absatz.

Die ersten 14 Bände sind sämtlich so gedruckt. Die dann folgenden Bände haben nach „Privilegio“ die gleichbleibende kurze Angabe „Mannheim“ und Jahreszahl. Da jedoch die ersten Bände auch in den nächsten Jahren weitergedruckt wurden, finden sich die verschiedensten Jahres- und Verlagsangaben, auch „Mannheim und Strassburg“. Die nicht mit der Verlagsfirma Levrault versehenen Bände führen gewöhnlich auf der letzten Seite den Vermerk: „Franken-

dadurch, dass diese ersten Bände Eschenburgs Namen auf dem Titelblatte geführt hätten, sei allgemein die Ansicht verbreitet gewesen, als rührten die Verbesserungen von diesem selbst her und hierin sei hauptsächlich das Schmähliche des Unternehmens zu suchen.[1]) Wer allerdings nur das Titelblatt betrachtete, konnte vielleicht dieser völlig unbegründeten Vermutung Raum geben, während ihn wenige Seiten später das Vorhandensein einer zweiten Vorrede mit ihren kritischen Bemerkungen über Eschenburgs Übersetzungskunst bald von der Unhaltbarkeit dieses Vorwurfs hätte überzeugen müssen. In diesem zweiten Vorwort hatten nur die „Herausgeber" das Wort geführt, wem man die Verbesserungen zu danken hatte, wurde erst 1780 bekannt, als eine dem zwanzigsten Band des Nachdrucks vorangestellte Erklärung die seitens der Züricher Verlagsbuchhändler in einer kleinen Schrift erhobene Anklage schroff ablehnte. Hiermit wurde eine heftige litterarische Polemik

---

thal, gedruckt bey Ludwig Bernhard Friedrich Gegel, kuhrpfälz. privileg. Buchdruckern". Bezüglich der Art des Erscheinens findet sich in den „Leipziger neuen Zeitungen von Gelehrten Sachen" auf das Jahr 1778, S. 97, den 12. Februar eine Ankündigung, woraus zu ersehen ist, dass alle sechs Wochen ein neuer Band „etwa ein Alphabet stark, zum Preise von 26 Kreuzern" erschien.

Die verschiedenartigen Citierungen: „Strassburger, Mannheimer, Frankenthaler Nachdruck" sind nach dem vorhin bemerkten begreiflich. Der Katalog des britischen Museums führt Bände mit Jahreszahlen von 1778—1789 an. Mir erscheint die — übrigens bisher meist angewendete — Citierung nach Eckerts, des Herausgebers, Wohnsitz am richtigsten. Für die etwa mögliche Bezeichnung „Eckertscher Shakespeare" sind seine Verdienste doch nicht hervorragend genug. An Jahreszahlen über 1783, wo die letzten Bände zuerst ausgegeben wurden, hinauszugehen, halte ich für unrichtig. Ich empfehle daher, kurz zu citieren: Der Mannheimer Shakespeare, 1778—1783.

[1]) Genée, Shakespeare in Deutschland, Leipzig 1870, S. 238.

eröffnet, welche genauer darzustellen Aufgabe des letzten Teils dieser Ausführungen sein wird.

In Gabriel Eckert, „der kuhrfürstlichen Herren Edelknaben zu Mannheim Professor“, war dem Braunschweiger Gelehrten ein hartnäckiger und gefährlicher Gegner erstanden. Trotz eifriger Bemühungen waren über sein Leben und seine sonstige Thätigkeit nur wenige Nachrichten zu erlangen.[1]) Etwa um die Mitte der siebziger Jahre hatte Eckert, den Reichards Theaterkalender bis 1778 mit dem Titel „Sprachmeister“, bis 1785 als „Professor“ in Mannheim aufführt, ein Schauspiel „Jost von Bremen“ verfasst, das in Gotha von der Seylerschen Truppe mehrfach gegeben worden ist.[2]) Eine Fortsetzung „Josts Wiedernachhausekunft“ scheint niemals gedruckt worden zu sein, in Mannheim selbst hat die Seylersche Gesellschaft auch nie ein Stück von Eckert auf die Bühne gebracht. 1780 erschien ganz im Stile des französischen Lustspiels ein weiteres Stück „Fritzel von Mannheim“, die Heimkehr eines in die ostindischen Kolonien der Niederlande gezogenen Mannheimer Soldaten in harmloser Darstellung dichterisch verwertend. Nach der Auflösung der Mannheimer Pagerie oder vielmehr nach deren Verlegung nach der Münchener

---

[1]) Goedeke, V, 369; Meusel III, 24; Universallexikon des Grossherzogtums Baden, Karlsruhe 1844, S. 314. Die Druckfehler bei Goedeke Z. 2, „1788“ und Z. 6, „1789“ sind in 1780 zu verbessern, der Fehler Z. 4 „1782“ in „1778“. Jost von Bremen hiess eigentlich „Der schriftliche Aufsatz“.

[2]) Nachrichten, das eingegangene Hoftheater zu Gotha betreffend. Theaterjournal für Deutschland. Gotha 1780, 13. Stück, S. 67. Eine Kritik des Jost von Bremen von Reichard steht ebenda, 1778, 6. Stück, S. 82. 83. Über eine Aufführung in Mannheim s. Litteratur- und Theaterzeitung, Berlin, 1. Jahrg. 1778, S. 390, „ein anderes Produckt“ (vielleicht Fritzel von M.) wird ebenda erwähnt. 3. Jahrg. 1780, S. 478.

Residenz[1]) übersiedelte Eckert nach Frankenthal in der Pfalz, wo er anscheinend in dürftigen Verhältnissen am 13. Januar 1785 gestorben ist.[2]) Demnach verdient er Be-

[1]) Nach erfolgter Vereinigung der bayerischen Länder unter Kurfürst Karl Theodor (1777) wurde das Institut in Mannheim aufgelöst und die dortigen Pagen nach München berufen. Die Personalakten der Lehrer sind zurückgelassen worden und wurden wohl vernichtet, so dass sich hier nichts über Eckert erfahren liess. Das Gymnasium in Frankenthal wurde erst 1817 neu reorganisiert.

[2]) Moisel, Geschichte des pfälzischen Philanthropinums zu Frankenthal 1889, S. 90, berichtet von einem längeren Brief Fontanesis an Dusch über Eckert: il se trouve depuis un certain temps à Frankenthal le professeur Eckert, maitre de la langue anglaise chez M^rs les pages; il paraît y être domicilié et l'on dit qu'il est dispensé de son service à Munich; je ne sçai ce qu'il en est. Mr Eckert a donné à connaître au pasteur Mayer qu'il se chargerait avec plaisir d'enseigner la langue française et autres langues qu'il sait, avec l'arithmétique dans la maison d'éducation si longtemps, que son Altesse lui permettrait de rester à Frankenthal . . . la capacité de Mr Eckert est sans contredit et j'espère que sa conduite par le temps et les réflexions serait en tout améliorée. — S. 91: von dem ebengenannten früheren Lehrer an der Pagerie in München, Eckert, der sich zur Aushilfe für den erkrankten Tailler angeboten hat, wurde, wie es scheint, nicht weiter gesprochen, denn es liegt weder Einsetzungsdekret noch Quittung desselben bei den Akten. (Gefällige Mitteilung des Herrn k. Rektors Koch in Frankenthal.) — Trotzdem scheint Eckert wirklich angestellt gewesen zu sein, ein ausführlicher Bericht über das „Erziehungshaus in Frankenthal", welcher in Goeckingks „Journal von und für Deutschland", 1784, Band I, Stück 2, S. 120 ff. erschien, bemerkt (S. 121): „Die französische, englische und italienische Sprache wird durch zwey Sprachmeister, Hr. Tallier .... und Hr. Eckert (der Name ist sogar gesperrt gedruckt), dessen sich Hr. Professor Klein zur Übersetzung seiner Ausgabe des Shakespear bedient, gelehret." Somit gewinnt die Vermutung sehr stark an Glaubwürdigkeit, wonach die kurfürstliche deutsche Gesellschaft die Herausgabe des Mannheimer Shakespeare nicht nur begünstigte, sondern sogar überhaupt veranlasste. Jedenfalls suchte sie ihre Mitwirkung höchst geheim zu halten, der Nachdruck bringt nirgends

achtung lediglich wegen seiner Beschäftigung mit dem deutschen Shakespeare, eine Arbeit, deren Früchte er zum Schaden seines wissenschaftlichen Rufes einem Nachdruck zu gute kommen zu lassen sich nicht gescheut hat.

Wie Eckert überhaupt dazu kam, sich an dem Nachdruck zu beteiligen, warum er nicht so anständig war, statt mit seinen Verbesserungen einen in der ganzen Gelehrtenwelt ausnahmslos abfällig beurteilten Diebstahl zu begünstigen, eine eigene Arbeit herauszugeben, liess sich nicht in Erfahrung bringen. Es war Eschenburgs Glück, dass Eckert so kurzsichtig oder — so geldgierig war, und einen Nachdruck unterstützte. Eckerts Verbesserungen, in Form eines selbständigen Buches erschienen, hätten vernichtend gewirkt und über Eschenburgs Fähigkeit, Shakespeare zu übersetzen, den Stab gebrochen, selbst wenn Freunde mit Rücksicht auf den Ton der Kritik und das Bestreben, nur entgegengesetzter Konjekturen sich zu bedienen, mit Recht ein mildes Urteil auszusprechen verpflichtet gewesen wären.

Diese Ausführungen wollen nicht etwa den Anschein erwecken, als sei eine Art Ehrenrettung Eckerts geplant. Eine solche Absicht war von vornhinein ausgeschlossen. Wer sich entschliesst, als Nachdrucker aufzutreten, muss darauf verzichten, vom gleichen Standpunkt aus beurteilt zu

---

eine Erwähnung über etwaige Unterstützung. Höchstens das „wir“ der ersten Vorrede, wie auch das Erscheinen der Einleitung zum 31. und 22. Band gesondert im „Pfälzischen Museum“ liesse noch auf die Zusammengehörigkeit mit der Gesellschaft schliessen.

Über die Gesellschaft und über Klein giebt Minors „Schiller“ (Berlin 1890) II, 167 ff. Auskunft; vgl. ferner Goedeke, Grundriss (2. Aufl.) IV, 251.

werden wie der Autor. Das Unmoralische und Gesetzwidrige — wenn auch damals nicht durch das Gesetz Verbotene — des Nachdrucks bleibt immer bestehen. Wenn trotzdem Eckert entschiedene Verdienste um die ersten deutschen Übersetzungen Shakespeares nicht abzusprechen sind, ist doch wohl zu bemerken, dass diese Verdienste nur dann in vollem Mass anerkannt werden müssen. wenn man seine Thätigkeit als Vorarbeit für Eschenburgs zweite Ausgabe betrachtet.

„Der Menschen Tugend schreiben wir in Wasser, ihr Fehler lebt in Erz. Vergönnt ihr mir nun auch sein Lob“ (Heinrich VIII. IV, 2). Zweifellos ist Eckert ein sprachlich höchst gebildeter Mensch gewesen. Dafür spricht allein die Kühnheit, mit der er es überhaupt gewagt hat, sein Unternehmen zu beginnen, dann der Ernst, mit dem er es zu Ende führte, dazu die Findigkeit, mit der er thatsächlich einige Hundert falscher Stellen richtig erkannt hat. Durch mehrfache Reisen aufs trefflichste vertraut nicht nur mit der Grammatik der einzelnen Sprachen, sondern vor allem mit ihren freieren Wendungen, kann er wohl darauf Anspruch machen, als berufener Kritiker Eschenburg gegenüber aufzutreten. Zu diesen Kenntnissen einer fremden Sprache kommt ein feiner Instinkt für die oft unergründlich tiefen Absichten des geliebten Dichters, verbunden mit einer unverkennbaren Sicherheit in der Wahl eines gleichwertigen deutschen Wortes, wenn auch das oft zu pedantische Abwägen eine gewisse Unnatürlichkeit des Ausdruckes im Gefolge hat. Denn auch ihm fehlt die dichterische Begabung. Wenn er sich wohl einmal bemüht, ein wahrhaft goldenes Wort mit gebührender Wucht zu übertragen, den duftigen Schleier, der fast unsichtbar all' die Werke der heiteren Muse des Meisters umfängt, als köstlichen Besitz zu entführen, ist ihm nicht vergönnt. Was er erreicht, ist farbiger Abglanz, nicht

wahres Leben. Sobald die Sprache[1]) des Originals „falkenhoch emporsteigt“, bleibt Eckert wie Eschenburg immerfort am schalen Zeuge kleben, jetzt verschüchtert in genauester Beobachtung des Textes sich an das Wort anklammernd. Doch wo etwa geschraubte Sätze in grammatikalisch noch eben möglicher, sprachlich aber völlig undenkbarer Konstruktion als natürliche Folge einer allzu wörtlichen Übersetzung gegeben werden mussten, nimmt Eckert mit geschicktem Griff eine kleine, anscheinend unwesentliche und doch bedeutsame Änderung an, so eine Darstellung zu schaffen, die dem deutschen Sprachgefühl mehr gerecht erscheint. Für den kecken Humor des Originals, das Derbe und Naturwüchsige der Volkssprache hat er ein selten versagendes Talent: es möge gestattet sein, vorgreifend an die Unterredung der beiden Mörder vor dem Tode des edlen Clarence zu erinnern (Richard III. I, 4).

Es ist aber nicht das Herz, das gern beim Lob verweilt. Diese einfachen Erwägungen sind allein die Folge des Eindrucks, der sich schon nach bedächtiger Vergleichung eines der ersten Dramen in beiden Fassungen aufdrängt, späterhin verstärkt und nach genauester Durchmusterung der 36 Stücke zu unumstösslicher Gewissheit festsetzt. Stehen wir also dem Übersetzer Eckert mit entschiedenster Achtung gegenüber, so müssen wir den Menschen um so tiefer stellen. Das Gehässige seiner Arbeit liegt nicht in diesen Änderungen selbst, sondern in der Art, wie sie dem Leser dargeboten werden. In prahlerischer Selbstüberhebung, in ironischer Spöttelei, wo oft recht wenig

[1]) Darf ich hier an die schönen Worte erinnern, welche der feinsinnige Alfred de Vigny in seinem Tagebuch (Journal d'un poète, Paris 1885, S. 143) der Sprache Shakespeares widmet: „Il ne suffit pas d'entendre l'anglais pour comprendre ce grand homme, il faut entendre le Shakespeare qui est une langue aussi. Le cœur de Shakespeare est un langage à part.“

Geist und Witz zu verspüren ist, werden mit beigefügten kurzen Nachsätzen die Verbesserungen als wohlangebracht gepriesen, damit uns zugleich Eschenburgs Thätigkeit verächtlich erscheine. Dies mag wohl der Grund gewesen sein, dass trotz der zahlreichen verbesserten oder ergänzten Stellen nur wenig Stimmen für ihre Richtigkeit laut geworden sind. Es ist ja möglich, dass Eckert anfänglich ganz unbefangen an seine Arbeit gegangen ist, persönlich nur von dem idealen Wunsch nach einem wirklich unverbesserlichen deutschen Shakespeare erfüllt. Möglich, dass er zuerst jeden Band der Eschenburgschen Übertragung ohne Nebengedanken nur daraufhin untersuchte, ob Zeile für Zeile dem Original so sehr als möglich entspräche. Die etwas mildere Abfassung der Anmerkungen zu den ersten Bänden könnte vielleicht darauf schliessen lassen. Jedenfalls sind sehr bald zwei weitere Momente eingetreten, die allein für die Fortführung des Ganzen massgebend geworden sind: das offenbare Drängen des eigenen Verlegers, der Angriff der Verleger des bestohlenen Autors. Für das erstere wäre ein Beweis die grosse Anzahl von Druckfehlern, namentlich von englischen, die sich oft so sehr häufen, dass ohne einen zweiten englischen Text jede Durchsicht unmöglich wird,[1]) für das zweite die ins masslose sich steigernden persönlichen Ausfälle. In eiliger Hast stürzt sich Eckert auf jede verfehlte Stelle, vor allem andere Lesarten mit Freuden als Waffe begrüssend, um damit zum Streich auf den Gegner auszuholen. Hier ist der Hauptfehler des Eckertschen Nachdruckes zu suchen. Während Eschenburg, wie schon erwähnt, sich der neuesten Ausgaben von Johnson und Steevens bediente, nahm Eckert

---

[1]) Z. B. unter den Verbesserungen zum Sturm (1. Bd.): en ev'en st. and ever, austercly st. austerely, cleare st. cleave auf zwei sich folgenden Seiten.

nichts anderes zur Hand als Pope-Warburton mit seinen unzähligen Konjekturen. Was Rowe, Hanmer und Theobald, was Pope und namentlich Warburton, der „Wiederhersteller Shakespeares“,[1]) oft mehr als spitzfindig ausgeklügelt hatten, ist von Eckert unbesehen gebilligt worden. Während uns schon bei der Durchsicht von Antonius und Cleopatra dieses Treiben aufs unerfreulichste berührt, werden wir im Hamlet geradezu davon angewidert. Es würde eine Arbeit für sich sein, wollte man diese Verschiedenheiten auf ihre Richtigkeit oder ihre Fehler prüfen, hier mag ein einfacher tabellarischer Hinweis genügen.[2]) Noch ein letzter Vorwurf darf dem sprachkundigen Revisor nicht erspart bleiben. Warum fiel es ihm nicht ein, seine Kraft an die vielen Stellen zu wagen, die Eschenburg einfach als unübersetzlich bezeichnet hatte? Warum versuchte er nicht, anstatt der schon

---

[1]) To the last he believed in himself as a restorer of Shakespeare. Even Johnson's edition in 1765 could not open his eyes.“ (Mark Pattisons essays, Oxford 1889, Bd. II, S. 124.)

[2]) Auf verschiedener Lesart beruhende Stellen sind folgende: Sturm I, 1. 53; I, 2. 218. 239; II, 1. 5. — Zwei Veroneser I, 2. 19; III, 2. 76. — Lustige Weiber II. 1. 30; Gleiches mit Gleichem I, 2. 125; Viel Lärm um nichts III, 1. 113; Kaufmann von Venedig I, 2. 44; vor II, 1 (Bühnenangabe); Ende gut, alles gut I, 4. 47; IV, 2. 74; V, 2. 26. — Wintermärchen II, 1. 143; III, 2. 47. 48. — Bezähmte Widerbellerin. Vorspiel. Die Reden des einen Schauspielers (vgl. The Cambridge Shakespeare Note V und VI); Was ihr wollt IV, 2. 122; König Johann III. 2. 5; Richard II. III, 3. 39; Heinrich IV. 1. Teil, I, 3. 143; 2. Teil II, 1. 86; Heinrich VI. 1. Teil I, 1. 12; 2. Teil I, 3. 212; 3. Teil V, 6. 93. — Heinrich VIII. IV, 2. 50. — Troilus und Cressida I, 2. 8. 231; III, 2. 173. — Coriolan II, 2. 112; 3. 74; III, 1. 91; 2. 18; IV, 4. 23. — Titus Andronikus I, 1. 70; IV, 1. 94. — Romeo und Julie II, 4. 46; II. 5. 40; III, 3. 18. — Timon von Athen I, 1. 241; II, 2. 75. 214; IV, 3. 443; V, 3. 5. — Julius Caesar I, 2. 87; II, 1. 284. — Macbeth II, 2. 28. — Hamlet I, 2. 47. 167; I. 4. 47; II, 2. 464; III. 1. 59; 3. 66; IV, 5. 218. 7. 82. 123; V, 2. 42. — König Lear I, 1. 281. — Othello scenische Bemerkung

von Eschenburg bei Gerstenberg und Lenz entlehnten Scenen[1]) eine eigene neue Übersetzung zu geben? Hier hätte er seine Überlegenheit beweisen, hier dem Gegner die empfindlichsten Niederlagen bereiten können. An solchen Stellen ergänzend einzutreten, war also erst Schlegel beschieden.

Wollten die bisherigen Ausführungen ein bescheidenes Bild der Thätigkeit Eckerts im allgemeinen geben, so geziemt es sich, vor der genauen Prüfung der einzelnen Stellen kurz zusammenzufassen, welches das Resultat seiner ernsthaften Bemühungen gewesen ist, und welchen Einfluss die so geschmähten Verbesserungen auf die im Jahre 1796 begonnene zweite gänzlich umgearbeitete Auflage des Eschenburgschen Shakespeare gehabt haben. Dass weder Eckerts Anhang annähernd vollständig ist, noch Eschenburgs Anmerkungen am Ende seines 13. Bandes irgendwie zu den Vergleichungen behilflich sein konnten, möge nur nebenbei bemerkt werden.

Nachdem die auf zweierlei Lesart beruhenden Verschiedenheiten unberücksichtigt gelassen wurden, blieben noch 465 übrig. Von diesen hat Eschenburg in seine neue Auflage nicht weniger als 270 ruhig übernommen.[2]) Von

---

vor I, 2; II, 1. 95. 113; II, 3. 64; III, 3. 130. 131. 166; IV, 2. 64, 68. — Antonius und Cleopatra III, 2. 58; 4. 27; IV, 6. 34; 8. 12; 13. 56; V, 2. 140; 226. — Cymbeline I, 1. 132. 133; 4. 129; II, 3. 101; 4. 91; III, 4. 142. 160.

Diese Zusammenstellung der wichtigsten Stellen kann einen Begriff geben, wie oft Eckert auf Grund verschiedener Lesarten zu ändern und das Recht richtigen Textes für sich in Anspruch zu nehmen Gelegenheit hatte.

[1]) Die Lustigen Weiber III, 1—8. Der Liebe Mühe ist umsonst IV, 2. Übrigens hat einmal (Troilus und Cressida III, 1) Eckert die nicht üble Wiedergabe eines von Eschenburg als unübersetzlich bezeichneten Wortspiels gegeben.

[2]) Diese verteilen sich folgendermassen: Sturm 17; Heinrich VI., 2. Teil und Gleiches mit Gleichem je 16; 2 Veroneser 15; Was ihr wollt 14; Timon von Athen und Titus Andronikus je 12; Coriolan

den übrigen 195 Stellen müssen 135 ebenfalls als entschiedene Verbesserungen bezeichnet werden, welchen 405 Verbesserungen im ganzen nur 43 Verschlechterungen gegenüberstehen. Der kleine Rest verteilt sich auf solche Fälle, wo alle drei Ausgaben verschieden lauten, oder wo Eckert bereits von Wieland verwendete Ausdrücke eingesetzt hatte. Besonders muss erwähnt werden, dass Eckert allein 24 kleinere Sätze ergänzte, die Eschenburg einfach vergessen hatte. Bei dieser Gegenüberstellung sind nur mehr oder weniger wichtige Änderungen in Betracht gezogen, im ganzen konnten, einschliesslich der Druckfehler, an solchen mehr als 2000 vermerkt werden.

Ein höchst überraschendes Resultat, um so überraschender, als die Änderungen Eckerts gewöhnlich nur als geringfügig bezeichnet zu werden pflegen! Überraschend auch und höchst bedenklich Eschenburgs Verhalten! Es wurde schon darauf hingewiesen, dass allein die Thatsache des Nachdrucks seiner Zeit Eschenburg gerettet hatte, welch ein Triumph wäre es für Eckert gewesen, wenn er das Erscheinen der neuen Auflage erlebt

---

und Heinrich IV., 1. Teil je 11; Heinrich VI., 3. Teil 8; Lustige Weiber, Heinrich V., Heinrich VI., 1. Teil, Troilus und Cressida, Ende gut, alles gut je 7: Wie es euch gefällt, Romeo und Julie je 6; Wintermärchen, Hamlet, Richard II., Heinrich IV., 2. Teil, Richard III., Macbeth, König Lear je 5; Der Liebe Mühe ist umsonst, Antonius und Cleopatra, Bezähmte Widerbellerin, Irrungen, Othello, König Johann je 4; Sommernachtstraum, Kaufmann von Venedig, Julius Caesar, Viel Lärm um nichts je 2. — Heinrich VIII. und Cymbeline wurden, wie erwähnt werden wird, wohl überhaupt nicht durchgesehen. Zu diesen 246 Stellen kommen die 24 Ergänzungen hinzu. Dir zweifelhaften Stücke (Perikles, Kaufmann von London etc.) blieben ausser Betracht.

Eine Kollationierung der jedem Stücke beigefügten litterarisch-ästhetisch-philologischen Anhänge Eschenburgs, die Eckert stets wörtlich abdrucken liess, oder gar eine kritische Würdigung derselben wird niemand hier erwarten.

hätte. Für den angesehenen Gelehrten, den Lehrer am Braunschweiger Carolinum, scheint es eine Unmöglichkeit gewesen zu sein, begangene Fehler offen einzugestehen. Sonst hätte er sich dazu entschliessen müssen, nach bald zwanzig Jahren, elf Jahre nach dem Tode des Gegners, in das Vorwort zur neuen Auflage eine kurze Bemerkung aufzunehmen, etwa des Inhalts, auch der unrechtmässige Nachdruck habe gelegentlich nützliche Dienste geleistet. Eine ehrenvollere Erwähnung hatte Eckert durch sein Verhalten unmöglich gemacht. Gewiss ist sicher und sogar selbstverständlich, dass Eschenburg unermüdlich auch seinerseits verbessernd thätig war,[1]) und es ist möglich, dass er bei seinem fortgesetzten Arbeiten wohl eine grosse Zahl der schon von einem anderen beseitigten Irrtümer selbst gefunden hätte. Darauf deuten ja auch seine Worte: „Mich auf die vielen zurückgebliebenen Fehler aufmerksam zu machen, bedurfte es wahrlich keines Gabriel Eckerts."[2]) Die Liebe zu diesen Fehlern ging aber so weit, dass ihrer eine grosse Anzahl absichtlich — als anderer Grund könnte höchstens Ungenauigkeit gelten — stehen gelassen wurden, wohl weil der Herausgeber sich schämte, noch mehr zu nehmen, als er schon genommen hatte. Auch im neuen Abdruck finden wir eine grosse Anzahl falsch übertragener Stellen, die Eckert richtig gegeben hatte, endlich begegnen wir der geradezu unglaublichen Thatsache, dass Heinrich VIII. und Cymbeline die gleichen Fehler wieder aufweisen, die schon fünfzehn Jahre früher der Anhang des 13. Bandes der ersten Ausgabe auf Grund der Eckertschen Kritik verbessert hatte.

---

[1]) Dafür spricht z. B. Wintermärchen III, 2. 47. 48; Was ihr wollt II, 1. 9, 10; Lustige Weiber III, 3. 41; Gleiches mit Gleichem I, 4. 39. 53. 54; Antonius und Cleopatra II, 7. 109. 110.

[2]) Über W. Shakespeare. S. 513.

Wie wichtig dieses kritische Vorgehen Gabriel Eckerts für eine möglichst fehlerlose Gestaltung des deutschen Shakespeare gewesen ist, werden wir erst bei einer genauen Vergleichung und Prüfung der einzelnen Stellen gewahr, die ihn einzugreifen veranlasst haben. Es versteht sich von selbst, dass wir zunächst auf diejenigen Änderungen unser Augenmerk richten, welchen durch Eschenburgs Annahme für die neue Auflage allgemeinere Aufmerksamkeit gebührt. Während also, mit Rücksicht auf diese Annahme oder Abweisung, sich die sämtlichen Verbesserungen des Mannheimer Shakespeare von selbst in zwei Hauptgruppen sondern, ist es im einzelnen höchst schwierig, eine bestimmte Grenzlinie festzuhalten. Hier erscheint die Unterscheidung nach Grösse oder Geringfügigkeit des vom ersten Herausgeber begangenen Fehlers als einzig mögliche. Aber welchem groben Fehler wollen wir die zweifelhafte Ehre zugestehen, zuerst den Reigen eröffnen zu dürfen? Werden wir doch bald gewahr, dass zahlreichen Verstössen gegen den Sinn eine ganze Anzahl von anderen, üblen Schnitzern, die niemals hätten entstehen dürfen, den Rang streitig macht. Trotzdem stellen wir die ersteren an die Spitze. Sie vermögen den Absichten des Dichters unendlich viel mehr zu schaden, als ihre leichtfertigen Genossen, die schon bei flüchtiger Durchsicht offenbar werden, und mühelos zu beseitigen sind. Hier etwa Nachsicht walten zu lassen, wäre höchst ungerecht. Um so eher dürfen wir mildernde Umstände gewähren, wenn die sprachlichen Schwierigkeiten des Originals eine verfehlte Auffassung begünstigten oder ermöglichten. So führt uns im Hinblick auf die Schärfe unseres künftigen Urteils unser Weg aufwärts.

Zunächst beschäftigen wir uns mit zwölf Hauptstellen, von denen wieder drei als besonders bezeichnend zuerst genannt zu werden verdienen.

In gänzlicher Verkennung der Absichten des Dichters hatte Eschenburg im 3. Akt des Othello dem über Cassios blutigen Streit mit Montano aufs höchste erregten Feldherrn, der auch das plötzliche Erscheinen seiner Gattin zum Vorwurf gegen die Ruhestörer wendet, die Worte in den Mund gelegt: „Seht doch, meine theure Desdemona **ist** schon aufgestanden, ich will dich andern Frauen zum Muster aufstellen." (III, 3. 242. 243: Look, if my gentle love be not *raised up;* I'll *make thee an example.*) Aber nicht Desdemona ist's, die als Beispiel dienen soll, sondern Cassio. So übertrug Eckert: „Meine theuere Desdemona ist auch aus dem Schlafe gestört. — Deine Strafe soll andern zum Beispiel dienen." Dieser mehr erklärenden als dem Text entsprechenden Änderung entschloss sich Eschenburg nur zur Hälfte zu folgen. Im Anschluss an Eckert finden wir raised up übersetzt: „auch aus dem Schlafe gestört", während der Nachsatz in seiner schroffen Fassung „Ich will an dir ein Exempel aufstellen!" nunmehr keine falsche Vermutung mehr zulässt.

Genau dem gleichen Fehler begegnen wir bei Timon von Athen. Den ehemals reichen, nun verarmten Athener verlassen all' seine Freunde, auch Sempronius zieht sich zurück und weist in spitzfindigen Ausflüchten den Diener ab, der Geld zu erbitten gesandt worden war. Allein zurückgeblieben, schilt der Diener dies Verhalten mit bitteren Worten: „Tugendhafte Handlungen legt er übel aus, gleich denen, die in ihrem heissen, brennenden Eifer ganze Königreiche in Brand stecken möchten. Von dieser Art ist seine politische Freundschaft. Das waren nun diejenigen, auf die mein Herr seine besten Hoffnungen gesetzt hatte" (III, 3. 31. 35: *takes virtuous copies to be wicked . . . This was my lords best hope*). Während die falsche Übersetzung des letzten Satzes bereits von Wieland genommen war, muss für copies = Handlungen Eschenburg verant-

wortlich gemacht werden. Eckert giebt beides richtig: „Er nimmt tugendhafte Muster um gottlos zu sein... Dieser (nämlich Sempronius) war meines Herren beste Hoffnung.“ So lesen wir in der neuen Auflage: „Auf tugendhafte Muster beruft er sich . . . das war nun der, auf den mein Herr seine besten Hoffnungen gesetzt hatte.“

Im zweiten Teil Heinrichs VI. stürmt Suffolk mit Worten der heftigsten Anklage auf den verhafteten Gloster ein: „Hat er nicht unsre gnädigste Königin hier mit den schimpflichsten Worten, die wir alle haben niederschreiben lassen, Vorwürfe gemacht, als ob sie jemand angestiftet hätte, sich in ein falsches Bündniss zum Untergang seines Staates einzulassen?“ (III. 1. 178—181: Has he not twit our sovereign lady here With ignominious words, though *clerkly couch'd.* As if she had suborned some to swear *False allegations to o'erthrow his state?*) Ohne jede Mühe fallen sofort zwei Fehler auf, die auch Eckert richtig erkannt hat. Hier fährt Suffolk folgendermassen los: „ . . . mit den schimpflichsten Worten, wiewohl sehr rednerisch und gelehrt. . . . falsche Anklagen wider ihn zu beschwören, um ihn zu Grunde zu richten?“ Letzteren Satz hat die neue Auflage wörtlich übernommen, auch die Übersetzung rednerisch und gelehrt für clerkly couch'd ward mit Freuden begrüsst und etwas erweitert: „wenngleich beredt und gelehrt niedergeschriebenen Worten“.

Möge es gestattet sein, noch einige weitere Beispiele anzuführen. Die berühmte Rede, die der tiefbekümmerte Vater, König Heinrich IV., an seinen Sohn hält (III, 2. 88—91), schliesst mit den wundervollen, die Vaterliebe aufs schönste verklärenden Versen: „not an eye But is a-weary of thy common sight, Save mine, which hath desired to see thee more; Which now doth that I would not have it do, *Make blind* itself with foolish tenderness.“

Hier hatte Eschenburg einen Fehler Wielands stehen lassen: „... das von einer übertriebenen Zärtlichkeit überfliesst.“ Ganz falsch. Das Auge des Vaters blendet sich, um nicht die Fehler des Kindes zu sehen, welche von den Augen der andern wohl bemerkt werden. „Das meinige ausgenommen, das ... nun, wider meinen Willen, durch thörichte Zärtlichkeit sich blendet“, spricht der König in Eckerts Übersetzung, was Eschenburg in „geblendet wird“ umwandelt.

Wie Eckert gelegentlich, ohne wesentliche Änderung, doch in trefflicher Weise die alte Übersetzung zum besseren wendet, beweist eine Stelle in Troilus und Cressida. Trojas Helden kehren vom heissen Kampf zurück, Paris fordert die schöne Gattin auf, dem gewaltigen Hector die Waffen abzunehmen: „Du wirst mehr ausrichten, als alle Könige der Inseln, du wirst den grossen Hector entwaffnen! (III, 1. 146. 147: Jou shall do more Than all the island kings, *disarm great Hector!*).“ Wie matt klingen dagegen die Worte der Züricher Ausgabe: „Du wirst mehr ausrichten als alle Könige der Inseln; nimm dem grossen Hector die Waffen ab!“ Es ist begreiflich, dass Eschenburg die Änderung übernahm. Während hier durch die einfache Änderung des Imperativs die Wirkung erzielt ward, gelang es im Coriolan, den abschwächenden Einfluss des historischen Tempus durch die Anwendung der Bedingungsform völlig aufzuheben. Die Anklagen der Tribunen weist Coriolan mit heftigster Wut zurück: „Du verläumderischer Tribun. In deinen Augen funkelte zwanzigtausendfacher Tod: in deinen Händen fasstest du ebenso viele Millionen, auf deiner lügenden Zunge waren beide Summen! — — Ich sage dir, du lügst, mit eben der freymüthigen Stimme, womit ich zu den Göttern bete!“ (III, 3. 69—74: Thou injurious tribune! Within thine eyes sat twenty thousand deaths, In thy hands cluch'd as many millions, in Thy

lying tongue both numbers, I would say 'Thou liest' unto thee with a voice as free As I do pray the gods.) Klug änderte hier Eckert: „Wenngleich in deinen Augen zwanzigtausendfacher Tod funkelte; wenn du in deinen Händen ebenso viele Millionen fasstest, und auf deiner lügenden Zunge beyde Summen wären; so sagte ich dir doch mit eben der freymüthigen Stimme, womit ich zu den Göttern bete: du lügst.“ Auch hier nahm Eschenburg die Konstruktion an, vermied aber glücklich das Doppelte „wenn“ durch Voraussstellen des Zeitworts: „Funkelte . . . ., fasstest du . . . ., wären . ., so . . .“

Mehrfach hatte Eschenburg ein Wort falsch aufgefasst — häufig auch hier durch einen Fehler Wielands verleitet — und so einem ganzen Satz verkehrte Deutung gegeben. Im ersten Akt des König Lear ergeht sich der Narr seinem Herrn gegenüber in drollig ernster Satire: „Mich wundert, wie du und deine Töchter in Verwandtschaft seyn können!“ (I, 4. 180. I marvel what kin thou and thy daughters are.) Hier hatte Eschenburg: „Mich wundert, was du und deine Töchter für sonderbare Geschöpfe sind (Wieland: von was für einer Art Geschöpfe du und deine Töchter sind)“. Für Eckerts „in Verwandtschaft seyn“ fügte er „einander verwandt seyn“ in die neue Ausgabe. Ganz ähnlich in „Timon von Athen“. Vor versammeltem Senat sucht Alcibiades vergebens seinen Freund vor dem Tode zu retten, die Antwort eines der Senatoren, nicht im Rächen, sondern im Dulden bewähre sich grössere Tapferkeit, strebt er zu widerlegen: „So ist der Esel tapfrer als der Löwe, und ein Verbrecher, der mit Ketten beladen ist, weiser als der Richter, wenn im Dulden Weisheit liegt (III, 5. 49—51: the fellow Loaden with irons wiser than the judge If wisdom be in suffring).“ Eschenburg war gänzlich im Irrtum, wenn er statt dieser einzig richtigen Wendung, Wieland folgend, geschrieben hatte:

„Ein Mensch (Wieland: ein Kerl), der eine Last Eisen auf dem Rücken trägt, ist weiser als ein Ratsherr, wenn im Tragen Weisheit liegt.“ Später nahm er den „mit Fesseln beladenen Verbrecher“ an, während Eckerts Nachsatz seine Ansichten nicht umzustimmen vermochte. Erst Dorothea Tieck liess den „Richter“ wieder erstehen und gab to suffer mit „Leiden“: „. . Der Dieb in Ketten weiser als der Richter. Liegt Weisheit nur im Leiden?“[1])

Im gleichen Stück begegnen wir einer zweiten, hier ebenfalls als Beispiel heranzuziehenden Stelle, wo Wieland und Eschenburg beide einen ganz entgegengesetzten Fehler begangen hatten. Alcibiades, für sein allzu kühnes Sprechen im Senat aus der Heimat verbannt, kehrt an der Spitze eines Heeres zurück, mit Worten der Entschuldigung und der Bitte um Verzeihung von den Senatoren empfangen, welche die Schuld für das Geschehene den unterdessen gestorbenen Amtsgenossen zuschieben. Als Ursache dieses Todes hatte Wieland den Ratsherrn angeben lassen: „Schaam und Verdruss über die Folgen ihrer Unbesonnenheit hat ihnen das Herz gebrochen.“ (V, 4. 28. 29: Shame, *that they wanted cunning*, in excess hath broke their hearts.) Diese Übersetzung missfiel Eschenburg, er folgte in seiner ersten Ausgabe einer Konjektur Johnsons: shame that they *wanted, coming* in excess . . . und übertrug: „Die Schaam, die sie vorher nicht hatten, ergriff sie endlich im vollen Maass“, während Eckert eine allgemein angenommene Konjektur Theobalds beibehielt, die schon Wieland vorgelegen hatte: „Die Schaam, nicht listig genug gewesen zu sein, brach ihnen das Herz.“ Auch Eckert macht hier einen Fehler, indem er „in excess“ zu übersetzen vergisst. Nun entschloss sich Eschenburg

[1]) Ob Schlegel oder Baudissin = Dorothea Tieck gelegentlich den Eckertschen Nachdruck benutzten, wird im 3. Teile der Darstellung kurz gestreift werden.

zu der Theobaldschen Konjektur — die nur im Einsetzen eines Komma zwischen „cunning“ und „in“ besteht —: „Die Schaam, dass sie nicht weise genug waren...“ Diese Stelle musste hier erwähnt werden, obwohl verschiedene Lesarten zu Grunde lagen. weil wir vor einem Falle stehen, wo Eschenburg — vielleicht nach Durchsicht der Verbesserungen Eckerts — der vom Gegner gewählten Konjektur bei seiner zweiten Bearbeitung zu folgen bestrebt war.[1])

Während wir eben uns mit einer Übertragung beschäftigten, bei welcher Eckert vergessen hatte, ein wichtiges Wort des Textes wiederzugeben, beruht ein Vorzug des Mannheimer Nachdrucks im allgemeinen gerade darin, dass er eine grosse Zahl fehlender kleinerer Stellen einschob. Wir berücksichtigen auch hier nur die von Eschenburg in der neuen Auflage übernommenen Ergänzungen.

Mit Absicht hatte Eschenburg in Romeo und Julie die Scherze Mercutios mit der Amme nicht wiedergegeben, aber recht gedankenlos die Worte Romeos „Ich will dir folgen“ sofort nach dem Ausruf des Freundes: „eine Kupplerin, eine Kupplerin, ganz gewiss“ (II, 4. 126—138: a bawd, a bawd, so ho) gesetzt. Eckert nahm die Zeilen bis 138 ebenfalls nicht, übersetzte aber 136: „Willst du mit zu deinem Vater gehen, wir wollen dort zu Mittag essen (Will you come to your father's? we'll to dinner thither).“ Jetzt kann das „ich will dir folgen“ nicht mehr unrichtig auf die ersten Worte bezogen werden.

Im 3. Akt der „beiden Veroneser“ lässt sich Lanz von Flink seinen Brief vorlesen, zum Zeichen und Beweis, dass der letztere wirklich lesen gelernt hat. Die aufgeführten Fehler des geliebten Mädchens sucht er ins Gegenteil zu

---

[1]) Hier wären ferner zu erwähnen: Coriolan III, 2. 135—137; V, 4. 25. Wie es euch gefällt IV, 1. 53—55.

wandeln oder zu entschuldigen: „Sie ist eitel“ liest Flink. „Das ist ein Vermächtniss, das Eva allen ihren Töchtern hinterlassen hat, und ihr nicht genommen werden kann (III, 1. 329. 330: it was Eve's legacy and cannot beta'en from her)“, erwidert Lanz. Der Nachsatz fehlte bei Wieland und in Eschenburgs erster Ausgabe. Durch Eckert wurde er wieder eingefügt.

Ebenfalls in den „beiden Veronesern“ waren am Schlusse der zweiten Scene des ersten Akts Lucettens Worte ausgefallen: „als Verräther“ (like tell-tales), so dass ihre Mahnung an das Fräulein, die zerrissenen Blätter des von Proteus verfassten Liebesbriefes nicht liegen zu lassen, folgendermassen lauteten (Veron. I, 2. 133): „Wie? Sollen denn diese Papierchen so hier liegen.“ Wieland hatte bereits den Fehler begangen, in der neuen Ausgabe suchte Eschenburg das tell-tales durch „als Ausplauderer“ zu geben.

Vor der zweiten Scene des 5. Aktes im König Johann waren aus Versehen die Personennamen fortgeblieben, diese zu ergänzen war ebenso unwesentlich wie die Änderung einer Stelle im Coriolan (V, 6. 149): „Helft mir, drei oder vier Soldaten“ für „drei der vornehmsten Soldaten (three of th' chiefest soldiers)“ oder im 2. Teil Heinrichs VI. (III, 2. 220. 221) die Worte Warwicks „So würd' ich sagen, du habest mir Abbitte zu thun“ in „So wollt' ich dich zwingen, zu sagen, du habest mir Abbitte zu thun (make thy beg pardon).“ Weit wichtiger aber sind folgende Einschaltungen. In Titus Andronikus spricht der Kaiser Saturninus seinen Ärger über die Kränkungen von seiten des Titus unverhohlen aus: „Als ob des Verräthers Söhne durch mein Anstiften mit Unrecht ermordet wären (IV, 3, 53—55: As if his traitorous sons . . . have *by my means* been butcher'd wrongfully).“ Die Worte „durch mein Anstiften“, die bei Eschenburg zuerst fehlen, geben dem Satz erst den bedeutungsvollen Sinn. Ebenso hatte ein nicht

übersetztes „in contempt“ einem Ausrufe Talbots im 1. Teil Heinrichs VI. gerade das Bezeichnende geraubt. „Schon vorher wollte man mich noch einmal gegen einen weit schlechtern Kriegsmann austauschen (I, 4. 31: Once in contempt they would have barter'd me)“, wofür Eckert richtig einsetzte: „Schon vorher wollte man mich einmal aus Verachtung gegen einen weit schlechtern Kriegsmann austauschen.“ Im gleichen Stück wünscht der von Vernon geschlagene Ritter Basset Genugthuung mit den Waffen zu erlangen. Die Erlaubnis hierzu muss der König erteilen: „zu seiner Majestät, um die Erlaubniss zu erhalten, diesen Schimpf zu rächen (III, 4. 41. 42: But I'll unto his majesty and crave I may have liberty to venge this wrong)“. Die erste Züricher Ausgabe liess von einer Erlaubnis des Herrschers nichts vermuten: „Indess werd' ich schon Freyheit erhalten, diesen Schimpf zu rächen.“

In Richard III. erhält Lord Hastings durch Catesby die Mitteilung, „dass diesen Tag der Königin Verwandten, deine Feinde zu Pomfret sterben sollen (III, 2. 49. 50: that this same day your enemies The kindred of the queen must die at Pomfret)“. Hier hat die erste Ausgabe sogar zwei Stellen nicht gebracht: „Drum meldet er dir, dass alle deine Feinde zu Pomfret sterben sollen“, lautet hier kurz und bündig des Königs Botschaft.

Bedenklicher noch erscheint ein Versehen, welches in Troilus und Kressida eine Stelle völlig unverständlich gemacht hatte. Auf die galanten Schmeicheleien des Pandarus geht Kressida fröhlich ein: „Meine Maske vertheidigt meine Schönheit; und du vertheidigst diess alles. Auf allen diesen Wachen lieg' ich, und auf tausend Schildwachen (I, 2. 254—257: my mask, to defend my beauty; and you, to defend all these: and at all these wards I lie, at a thousand watches).“ Pandarus fragt nun: „Nenne mir eine von deinen Schildwachen (Say one of your watches).“

Diese Frage war bei Eschenburg fortgeblieben, und da der Text fortfuhr: „O ja, eben dafür will ich Wache halten (Nay, I'll watch you for that)“ musste der Leser irre geführt werden.

Gerade so hatte in „Wie es euch gefällt“ das Ausbleiben eines Personennamens einen schlimmen Irrtum verursacht. Die Worte Korins: „Aber hier kömmt der junge Herr Ganymedes, meiner neuen Gebieterinn Bruder (III, 3. 76: here comes young master Ganymede, my new mistress's brother)“ waren in der ersten Auflage noch von Touchstone gesprochen worden.

Im 2. Akt des Sturm war ein ganzer Satz ausgefallen. Nach den Worten Stephanos: „Wie kamst du dazu, der Sitz von diesem Mondkalb zu seyn (II, 2. 98. 99: How camest thou to be the siege of this moon-calf)?“ folgte gleich Trinkulos Antwort. Die zweite Frage Stephanos: „Kann er Trinkulos aushecken (can he vent Trinculos)“, die Eckert einsetzte, übertrug Eschenburg später feiner: „Kann er Trinkulos von sich geben.“

Wie ein solches Übersehen zu einem groben Fehler führen kann, ersehen wir aus Othello III, 3. Von den fürchterlichsten Zweifeln gequält, sucht der Mohr von Venedig dem Schurken Jago Beweise für die Untreue Desdemonas abzunötigen. Mit innerer Verzweiflung spricht er die Sorgen aus: „Bei der ganzen Welt! Ich glaub, mein Weib ist ehrlich, und glaube, sie ists nicht; ich glaube, du bist ehrlich, und glaube, du bists nicht (III. 3. 387—389: By the world, I think my wife be honest, and think she is not: I think that thou art just, and think thou art not). Dadurch, dass „ich glaube, du bist ehrlich“ gefehlt hatte, war natürlich das Ganze einer entschiedenen Missdeutung ausgesetzt worden, indem man las: „Ich glaube, mein Weib ist ehrlich, und glaube, sie ists nicht; ich glaube du bists nicht.“

Im ersten Teil König Heinrichs IV. fühlt sich auch Worcester bemüssigt, Percy wegen seines hitzigen Wesens zu tadeln: „Oft giebt das Ansehen einer rohen Wildheit, eines Mangels an Lebensart und Sitten den Schein von Stolz, Aufgeblasenheit, übertriebener Einbildung, und Verachtung anderer; der geringste von diesen Fehlern, wenn er einem Edelmann anklebt, macht, dass er die Herzen der Menschen verliert (III, 1. 186. 187: *The least of which* haunting a nobleman Loseth men's hearts).“ Statt dessen hatte Eschenburg einfach gesetzt: „Fehler, wodurch ein Edelmann die Herzen der Leute verliert.“

Zu beachten sind noch einige kleinere Ergänzungen. In „Gleiches mit Gleichem“ (so übersetzt Eschenburg Measure for Measure) kommt der Herzog als Mönch verkleidet auf der Strasse zufällig mit dem Gerichtsdiener Ellbogen, welcher den Rüpel ins Gefängnis führt, zusammen, und fragt: „Was für eine Beleidigung hat euch dieser Mann angethan (III, 2. 11. 12: What offence hath this man made you, sir)?“, so die Art des Vergehens anzeigend, nicht kurzweg: „Was hat denn dieser Mann begangen.“ Hier änderte die neue Auflage: Was hat denn dieser Mann dir zu Leide gethan?“ Noch in der gleichen Scene, im Gespräch des Herzogs mit Lucio, äussert der erstere: „Sie scherzen, mein Herr, und sprechen sehr geläufig (III, 2. 105: You are pleasant, sir, and speak apace).“ Der Nachsatz ist in Eschenburgs Übersetzung nicht zu finden. Ebenfalls ein solcher Nachsatz war in Macbeth verloren gegangen. Im Begriffe, die beiden Mörder zum Töten des edlen Banquo anzustiften, sucht der Tyrann das Gemeine des frechen Mordes zu entschuldigen: „Ob ich gleich durch öffentliche Macht ihn aus meinem Gesichte vertilgen, und nichts als meinen Willen zur Ursache angeben könnte, so mag ichs doch um gewisser Freunde willen

nicht thun (III, 1. 117—120: And though I could With barefaced power sweep him from my sight And *bid my will avouch it*, yet I must not, For certain friends . . .)." Der halbe Vers „and bid my will avouch it" war erst von Eckert übersetzt worden. Da ja Eschenburg, wo es irgendwie möglich war, seine Ergänzungen nicht wörtlich übernahm, änderte er „mein blosser Wille diess rechtfertigen könnte".

Auch in „Timon von Athen" gelang es Eckerts Aufmerksamkeit, eine unübersetzte Stelle zu finden. Nach dem prunkvollen Essen im Hause des reichen Atheners umdrängen die Freunde den Wirt mit ihren Schmeicheleien, und Timon antwortet: „Warum wärt ihr sonst meine Freunde gewesen? Warum tragt ihr diesen zärtlichen Namen vor tausenden, wenn ihr mein Herz nicht näher angiengt? Ich habe mehr von euch zu mir selbst gesagt, als ihr mit Bescheidenheit zu eurem Besten sagen könnt, und insoweit pflichte ich euch bey (I, 2. 86. 90: I have told more of you to my self than you can with modesty speak in your own behalf; and *thus far I confirm you*)." Der Mannheimer Nachdruck übersetzte auch das „thus far I confirm you", was wir in der rechtmässigen Ausgabe vergeblich suchen müssen.[1])

Konnten die bisher besprochenen Fehler der ersten Bearbeitung Eschenburgs auf falsche Beziehung, unrichtige Auffassung eines ganzen Satzes, auf allzu eilige Arbeit zurückgeführt werden, wofür zur Not entschuldigende Momente zu finden gewesen wären — da ja ein Teil dieser Fehler schon Wieland zur Last fällt —, so müssen wir bei den nunmehr genauer vorzuführenden Stellen von einer

[1]) Weitere richtige Ergänzungen, die Eschenburg anerkannte, finden sich Widerbellerin, IV, 3. 129; Heinrich VI. 2. Teil. I, 1. 9; VI, 1. 240; Coriolan II, 3. 140; Gleiches mit Gleichem II, 1. 171—173.

milden Beurteilung Abstand nehmen. Bei manchen solchen groben Irrtümern drängt sich die Frage auf, wie es überhaupt möglich sein konnte, einen derartigen Unsinn niederzuschreiben, sie boten Eckert eine willkommene Gelegenheit, mit beissendem Witz die dem Leser zugemuteten Ungeheuerlichkeiten zu verfolgen.

Die Unterhaltung der Mörder des Clarence — sie wurde bereits als Beispiel für Eckerts verständnisvolle Übertragung der Redeweise des niedersten Volkes kurz erwähnt — lautete bei Eschenburg folgendermassen (Richard III. I, 4. 150—154): „1. Mörder: Fass ihn beim Schopf mit dem Griff deines Degens, und wirf ihn ins Weinfass im nächsten Zimmer. 2. Mörder: O der Einfall ist herrlich, da brauen wir uns ein Gesöff aus ihm.“ (Take him over the costard with the hilts of thy sword, and then we will chop him in the malmsey-butt in the next room. Sec. Murd: O excellent device! make a sop of him.) Besonderer Übersetzungskünste bedurfte es nicht, um zu wissen, dass man jemand nicht mit einem Degengriff beim Schopfe fassen kann, Eckert blieb einfach beim Text: „Schlag' ihm auf den Schädel mit dem Griff deines Degens ..... Da machen wir dann einen eingetunkten Bissen aus ihm.“ Es war nur vernünftig, wenn Eschenburg dies wörtlich übernahm.

Zu verschiedenen recht ergötzlichen Missgriffen giebt die Persönlichkeit des dicksten aller Ritter Anlass. Sir John Falstaff wird von Frau Ford (Lustige Weiber II, 1. 56. 57) als „Wallfisch, mit so mancher Tonne Thran in seinem Bauche“ bezeichnet (this whale, with so many tunes of oil in his belly): dieser Wallfisch hatte bei Eschenburg statt Thrans — Öl im Bauch, der Übersetzer hatte gedankenlos das gleichklingende deutsche Wort im Ohr gehabt. Auch über die etwaige Verwendung der dem armen Sir John etwa abgezapften Flüssigkeit scheint er

sich nicht recht klar gewesen zu sein, wenn er beabsichtigt, ihn aus seinem Fett herauszuschmelzen, Tropfen für Tropfen, um damit „Fischerkähne zu bestreichen“, während doch diese Prozedur gewöhnlich an „Fischerstiefeln“ vorgenommen zu werden pflegt. In der Eile war wohl fishermen's boats für boots gelesen worden (Lustige Weiber IV, 5. 90. 91). Und wenn Falstaff sich energisch beklagt, dass er „in seiner Wohnung keine Ruhe habe (Heinrich IV. 1. Teil. III, 3. 79: shall I not take mine ease in my *inn*)“, musste der Leser doch gelegentliche moralische Anwandlungen für möglich halten, während Falstaffs Zorn gerade deshalb so gewaltig ist, weil er in seiner „Schenke“ geplündert worden war. Wenn der Held, der eben den Ritter Coleville gefangen genommen hat, als Ursache der Tapferkeit angiebt: „Einige von uns würden es auch seyn (feige Memmen), wenn wir uns nicht zuweilen durch Getränke erhitzten (Heinrich IV. 2. Teil. III, 4. 93. 94: which some of us should be too, but for inflammation), so sind wir für diese allerdings nicht gerade neue Aufklärung nur Eckert dankbar, denn bei Eschenburg war zu lesen: Einige von uns können das auch werden, aber nur aus grosser Hitze.“

Das Gespräch, welches nach der Aushebung mit Richter Schallow geführt wird, war schon von Wieland in das genaue Gegenteil verkehrt worden. Hier hatte es geheissen: „Schallow: Sie konnte niemals von mir wegkommen (von Jane Nigthwork ist die Rede). Falstaff: Niemals, niemals, sie sagte immer, sie könnte nicht ohne Herrn Schallow seyn.“ (Heinrich IV. 2. Teil. III, 2. 195. 196. Shal. She never could away with me. Fal. Never, never; she would always say she could not abide Master Shallow.) Statt dessen musste stehen: „Schallow: Sie konnte niemals mit mir auskommen. Falstaff: Niemals, sie sagte immer, sie könnte Herrn Schallow nicht ausstehen.“ Selbst von der Todesstunde des armen Hans werden uns falsche Einzel-

heiten berichtet: „Besinnt ihr Euch nicht,“ fragt der Edelknabe, „dass er eine Fliege auf Bardolphs Nase sitzen sah, und sagte, es wäre eine verdammte Seele, die in der Hölle brennte (Heinrich V. II, 3. 40—42: Do you not remember, a'saw *a flea* stick upon Bardolph's nose).“ Eine Fliege? Ein Floh war es, der das von zahllosen Witzen behelligte Organ aufgesucht hatte, und dem Eckert den sorglich gewählten Platz wieder einräumte!

Der gleiche Fehler war schon in „Der Liebe Müh ist umsonst“ begangen worden. Hier hatte Biron gerufen: „Freylich, und hätt' er auch nicht mehr Menschenblut im Leibe, als eine Fliege zur Abendmahlzeit braucht (V, 2. 679. 680: no more man's blood in's belly than will sup a flea).“ Auch hier war dem Floh sein gutes Recht geworden.

Eine grauenvolle Schilderung der in Timons Hause gefeierten Gelage war im Anschluss an Wieland von Eschenburg gemacht worden. Wir lesen (Flavius): „Wenn alle unsere Vorratskammern von schwelgerischen Prassern erschöpft wurden, wenn die Gewölbe und Decken der Zimmer von verspritztem Wein träufelten ...“ (Timon von Athen II, 2. 159—161: when *our vaults* have wept With drunken spilth of wine). Es war doch nicht anzunehmen, dass selbst die Zimmerdecken in Mitleidenschaft gezogen wurden. Richtig brachte Eckert diese Verse: „Da unsere Keller von verschüttetem Wein überschwemmt wurden.“

Ebenso übertrieben war die Darstellung in den „beiden Veronesern“. Julia hat den Liebesbrief des Proteus zerrissen: „Sey ruhig, lieber Wind, wehe nicht ein Wort hinweg, bis ich jeden Buchstaben wieder aufgelesen habe, meinen eignen Namen ausgenommen! Den mag irgend ein Wirbelwind an einen schroffen, fürchterlichen, herabhängenden Felsen schmettern, und von da in die tobende

See werfen (I, 2. 118—121: that some whirlwind bear Unto a ragged, fearful hanging rock).“ Es ist unbegreiflich, wie schon Wieland die Situation so ausser acht lassen konnte, und völlig vergass, dass es sich um die Fetzen des Briefes handelt. Man hätte hier nur wörtlich zu übersetzen brauchen, und der Fehler wäre nie geschehen. Eckert änderte: „den trage ein Wirbelwind auf einen ... Felsen“, während Eschenburgs zweite Auflage des freieren „wehen“ sich bediente.

Witzig ist es, zu finden, wie Coriolan von „sechsunddreissig Schlachten“ spricht (II, 3. 155: thrice six battles), statt von achtzehn, wenn er in der Stadt Antium unerkannt bleiben will, da ihn sonst „die Weiber anspeyen möchten“ (IV, 4. 5: with *spits* slay me), statt „mit Spiessen töten“, wenn der greise Nestor Hektors Gestalt „noch in Erz eingepanzert“ (Troilus und Cressida IV, 5. 194. 195: still lok'd in steel) niemals bisher gesehen hat. Hier musste natürlich stehen „die bisher immer in Erz eingepanzert war“. Mit Verwunderung lesen wir, dass Talbot die übermütige Pucelle „zu Paaren treiben“ will (Heinrich VI. 1. Teil. I, 5. 12: I will chastise), wo er doch besser thun würde, sie nur zu „züchtigen“, dass König Heinrich V. in Southampton die Absicht hat, sich nach Frankreich „auf den Weg zu machen“ (II, 2. 12 we will aboard), anstatt „abzusegeln“, dass Yorks Anhänger „sich zu dem Feinde schlagen und fliehen (Heinrich VI. 3. Teil. I. 4. 3—5: all my followers to the eager foe Turn back)“, wo sie in Wirklichkeit „dem siegenden Feinde den Rücken kehren und fliehen“. Es zeugt von allzu loyaler Gesinnung, wenn der Leutnant an den im Gefängnis sitzenden König „ein demütiges Gebet“ (an humble prayer, Heinrich VI. 3. Teil, IV, 6. 7) richtet statt einer „demütigen Bitte“. Auch ist es nicht übel, wenn im Vorspiel zu der „bezähmten Widerbellerin“ auf die ersten Worte des Kesselflickers „Ich will euch pisaken,

wahrhaftig“, die Wirtin erwidert: „Ein Paar Strümpfe, du schlechter Kerl (Ind. 1. 1. 2: a pair of stocks; Eschenburg hatte wohl an „stockings“ gedacht)“, was dem betrunkenen Vagabund sicher lieber gewesen ist als die Drohung „in Block gehörst du“.

Hier überall hat Eckert seine Änderungen richtig eingesetzt. Wir folgen ihnen mit besonderer Aufmerksamkeit, aus der genauen Prüfung dieser reichhaltigen Liste erhellt deutlich, wo das Hauptverdienst des Mannheimer Shakespeare gesucht werden muss. Waren die eben ohne längere Erläuterungen bunt aneinandergereihten Beispiele von erfreulicher Kürze, dass es möglich war, durch ihre Zusammenstellung ein deutliches Bild von Eschenburgs Verfahren zu gewinnen, so ist es doch zur Vervollständigung des Gesamteindrucks nötig, sich noch mit mehreren umfangreicheren Varianten vertraut zu machen.

Beim Beginn des dritten Teiles von König Heinrich VI. berichtet der Herzog von York: „Er selbst (Northumberland), Lord Clifford und Lord Stafford, stellten sich mit dem Gesicht hart unserer Schlachtordnung gegenüber, thaten einen Angriff und wurden von den Schwertern gemeiner Soldaten ermordet (I. 1. 6—10: himself, Lord Clifford and Lord Stafford, *all a-breast*, charged our main battle's front, and breaking in Were by the swords of common soldiers slain).“ Stellten sich mit dem Gesicht uns gegenüber? „Dicht an einander geschlossen“, muss es heissen, wie Eckert übersetzte und Eschenburg zu übernehmen sich entschloss.

Im zweiten Akt des „Kaufmanns von Venedig“ fährt der Dichter nach Belmont, dem Hause des reichen Porzia. Mit glänzendem Gefolge naht sich Marokkos Prinz, die Hand der schönen Erbin zu erbitten: „Fassen Sie keinen Widerwillen gegen mich wegen meiner Farbe, der dunkeln Liberey der brennenden Sonne, von der ich ein Nachbar,

und unter deren Augen ich aufgewachsen bin (II, 1. 1—3: To whom I am a neighbour and *near bred*)." Hier war Eschenburg nicht Wieland gefolgt, der kurz den Prinzen hatte sprechen lassen „von der ich ein näherer Nachbar bin". Aber diese Sonnenaugen sollten nicht lange von Bestand sein, da Eckert bereits änderte: „an der ich ganz nahe aufgewachsen bin", und in der neuen Bearbeitung lesen wir: „in deren Nähe ich geboren und erzogen bin".[1])

Auf Prosperos Frage, ob er das im Sturm heftig mitgenommene Schiff des Königs von Neapel, wie er es geheissen, in Sicherheit gebracht habe, erwidert der Luftgeist Ariel: „Ich hab' es in jener tiefen Bucht der bermudischen Inseln verborgen, wohin du mich einst um Mitternacht schicktest, Thau zu holen (I, 2. 226—230: in the deep nook, where once Thou call'dst me up at midnight to fetch dew From the still-vex'd Bermoothes, there she's hid)." Wahrlich, eine glänzende Leistung des Geistes, leider aber nicht von Shakespeare ihm zugewiesen. „Es liegt in jener tiefen Bucht verborgen, wo du mich einst um Mitternacht wecktest, um von den noch beunruhigten bermudischen Inseln Thau zu holen", hiess im Mannheimer Nachdruck die Stelle richtig. Hier aber darf der Vorwurf der unrichtigen Wiedergabe Eschenburg nicht gemacht werden, er trifft bereits Wieland. Bei dieser Gelegenheit mögen drei weitere Fehler besprochen werden, die der Dichter des Oberon auf sich nehmen muss, die aber auch Eschenburg ruhig wieder abdrucken liess. Völlig verkehrt war es, wenn in „König Lear" der Bastard Edmund in seinem herrlichen Monolog

[1]) Weitere Beispiele solcher unglaublicher Fehler: Was ihr wollt I, 3. 45; III, 4. 212; V, 1. 112; Titus Andronikus II, 3. 13; IV, 2. 87; Romeo und Julie III, 1. 15. 16; Timon von Athen V, 4. 7; Sturm I, 2. 390; Zwei Veroneser II, 1. 124. 125; Heinrich VI. 2. Teil. III, 1. 343 u. a.

uns berichtet, deshalb sei er enterbt, weil er „zwölf oder vierzehn Monate früher kam als sein Bruder". Dann wäre er freilich zu seinen Übelthaten berechtigt gewesen. Glosters unehelicher Sohn folgt aber der Natur, und nicht der Satzung, da er „zwölf oder vierzehn Monate später kam (I, 2. 5. 6: For that I am some twelve or fourteen moonshines Lag of a brother)".

Den bezeichnenden Ausdruck hatten Wieland und Eschenburg bei dem Gespräch der von Macbeth zur Niedermachung Banquos gedungenen Mörder ausser acht gelassen. Diese erwarten ihr Opfer „er und fast jedermann pflegt den Weg von hier bis zur Schlosspforte zu nehmen". Das ist selbstverständlich, er pflegt ihn aber „zu Fuss" zu nehmen. Sonst wären auch die vorangehenden Worte: „Seine Pferde machen einen Umweg". ganz ohne Bedeutung niedergeschrieben worden (III, 3. 11—13: First Mur. His horses go about. — Third Mur. Almost a mile; but he doth usually — So all men do — from hence to the palace gate Make it their walk). Kurz vorher hatte Macbeth diese „dunkle Nacht (sealing night III. 2. 46)" herbeigesehnt, nicht eine „blendende Nacht", von der ihn Wieland und Eschenburg seinem Weibe vorschwärmen liessen.[1])

Noch ein letztes Beispiel schliesse dem langen Zuge sich an. Es dient als Zeichen für Eckerts genaue Kenntnis der Umgangssprache. Im ersten Teil König Heinrichs IV. sagt Mortimer, der bisher mit seiner wallisischen Gattin zu sprechen nicht im stande ist, er werde „nicht ruhen, bis er die Sprache erlernt habe (III, 1. 206. 207: I will never be a truant Till I have learn'd thy language)". Truant

---

[1]) Weitere Fehler Wielands, von Eschenburg übernommen, von Eckert verbessert, von Eschenburg in die 2. Auflage eingesetzt: Gleiches mit Gleichem I, 3. 22; II, 1. 237; Sturm III, 2. 63; Julius Caesar I, 2. 96; II, 1. 295; Antonius und Cleopatra I, 2. 19; II, 2. 119. 120; Richard II. I, 3. 56; König Lear II, 2. 55 u. a.

ist der Schulschwänzer, so übersetzt Eckert: „Ich will nicht aus der Schule bleiben, bis ich deine Sprache gelernt habe.“

Bisher war es möglich, wenigstens eine bescheidene Einteilung, wenn auch nur lose festzuhalten, eine solche kann für die grosse Zahl der noch übrigen, meist nicht sehr bezeichnenden Stellen nur mit grösster Mühe gefunden werden. Indes können die besprochenen Änderungen vollauf genügen. Vielleicht ist es angebracht, noch besonders zu bemerken, dass eine ganze Anzahl offenbarer Druckfehler oder Versehen (Freunden für Feinden, jeder statt keiner, wir statt ihr, langsam für schnell, zurück statt vor, Glück für Unglück, ehrlich statt ehelich)[1]) von Eckert streng geahndet wurden, dass er auch aufmerksam Sorge trug, einem unterdrückten Possessivpronomen (dein für der) zu seinem Rechte zu verhelfen.[2]) [3])

Die gleiche Teilnahme, wie für die bisher angeführten Belegstellen, müssen wir auch denjenigen Verschiedenheiten zuwenden, die Eckerts eigenster Besitz geblieben sind, da Eschenburg aus dem oder jenem Grunde sie zu übernehmen sich gescheut hat. Von diesen 178 wichtigeren Änderungen

---

[1]) Richard II. II, 2. 55; Viel Lärm um nichts III, 1. 66; Macbeth III, 1. 139; Richard III. II, 4. 13; Sommernachtstraum III, 1. 72; Titus Andronikus I, 1. 336; II, 3. 125; Richard III. IV, 4. 444; Zwei Veroneser V, 4. 171 u. a. Auch der üble Fehler: Was ihr wollt V. 1. 20, der sich in beiden Ausgaben Eschenburgs festhält, mag an dieser Stelle registriert werden.

[2]) z. B. Gleiches mit Gleichem III, 1. 19.

[3]) Aus der grossen Zahl des noch zur Verfügung stehenden Materials sei noch auf folgende Stellen hingewiesen: Sturm V, 1. 45: Lustige Weiber II, 2. 107; Gleiches mit Gleichem III, 2. 8; Ende gut, alles gut V, 3. 100; Verlorene Liebesmüh II, 1. 223; Romeo und Julie I, 1. 177; Timon von Athen III, 5. 35; Antonius und Cleopatra II, 7. 19; Heinrich IV. 1. Teil. III, 2. 127; Heinrich VI. 1. Teil. II, 3. 46; 2. Teil. II, 4. 73; 3. Teil. IV, 1. 75 u. a.

sind in erster Linie diejenigen zu berücksichtigen, von denen wir unbedingt behaupten können, dass ihre Aufnahme in die zweite Züricher Ausgabe für diese nur vorteilhaft gewesen wäre.

Während Eckert sonst niemals sich mit seiner Übersetzungskunst an diejenigen Stellen wagte, die Eschenburg als unübersetzlich bezeichnet hatte, versuchte er doch einmal, und zwar nicht ohne Geschick, ein schwieriges Vorspiel zu treffen. Im dritten Aufzug von „Troilus und Cressida“ wünscht Pandarus an Paris so rasch als möglich eine Bestellung auszurichten: „mein Anliegen ist dringend (III. 1. 39. 40: for my business seethes).“ Nach diesen Worten traten in den beiden Ausgaben Eschenburgs Paris und Helena mit ihrem Gefolge auf. So unterblieb die Übersetzung des vom Diener hier gemachten Witzes: Sodden business; there's a stew'd phrase indeed. Wenn auch Eckert den schmutzigen Nebensinn in „sodden“ (vgl. Pericles IV. 3 und die Anmerkung von Delius[1]) und „stew'd“ unberücksichtigt liess, so dachte er doch an die Person des Sprechenden, und liess ihn, indem er die Worte des Pandarus in „mein Anliegen ist siedend“ änderte, sagen: „Ein siedendes Anliegen! Der Ausdruck schmeckt nach der Küche.“ In der unter Tiecks Anleitung geschaffenen Übersetzung finden wir: „Ein gesottenes Geschäft. Das nenn' ich eine Phrase für die Schwitzbäder“, bei Hertzberg (Ausgabe der Shakespeare-Gesellschaft): „Mir brennt es auf den Nägeln! — Brennende Nägel! Stänkrige Redensart, in der That!“ Es wäre ein Unrecht, wenn wir nicht Eckerts Bemühung anerkennen würden, mit der er an eine so verschieden gelöste schwierige Aufgabe sich gewagt hat. Leider ist diese Stelle die einzige geblieben, während sonst die rettende Anmerkung

[1]) Shakespeares Werke, herausgegeben und erklärt von Dr. Nikolaus Delius. Neue Ausgabe. Elberfeld 1864. Pericles. S. 60. 9.

mit der Angabe „unübersetzlich“ gefährliche Klippen sorglich vermieden hat. Eine kleinere Ergänzung, wie wir solche in grösserer Zahl schon oben betrachten konnten, war im „Julius Caesar“ geboten. Die Verschworenen sind im Hause des Brutus zusammengekommen, Cassius wünscht, dass auch Antonius mit Caesar falle, Brutus widerspricht: „Denn Antonius ist nur ein Glied vom Caesar (II, 1. 165: for Antony is but a limb of Caesar.“ Dieser Vers, den Wieland schon richtig übersetzt hatte, war bei Eschenburg ausgefallen, und fehlt auch, trotz Eckerts Hinweis, in der zweiten Auflage.

In „Wie es euch gefällt“ ist Rosalinde vorgetreten, die beiden Verliebten, Silvius und Phöbe, deren Gespräch sie belauscht hat, zu vereinen. Beiden flüstert sie ein Wort ins Ohr (zu Phöbe): „Er hat sich in deine Hässlichkeit verliebt; (zu Silvius) und sie wird sich in meinen Zorn verlieben (III, 5. 66—69: He's fallen in love with your foulness, and sh'll fall in love with my anger.“ Nur durch diese Unterscheidung (vgl. Delius S. 74, Anm. 19) wird der Nachsatz verständlich: „Wenn dem so ist, will ich jeden ihrer finstern Blicke auf dich mit bittern Worten bezahlen (If it be so, as fast as she answers the with frowning looks, I'll sauce her with bitter words).“ In der Züricher Ausgabe ist ganz unklar angegeben: (leise zu Celia) „Er ist in ihre Hässlichkeit, und sie in meinen Zorn verliebt geworden. Ich will ihr für ihre Sprödigkeit ebenso unfreundlich begegnen als sie ihrem Liebhaber.“ Wenn Eschenburg sich entschloss, überhaupt hier scenische Angaben zu machen — im Text sind solche nicht vorhanden —, dann musste er eine doppelte anbringen, wie Eckert es gethan hat. In der ihm so beliebten Fassung sind die Worte jedem unbefangenen Leser unverständlich, da dieser natürlich annimmt, sie seien sämtlich an eine Person, nämlich Celia, gerichtet.

Im ersten Akt von „Troilus und Cressida“ fragt die Tochter des Kalchas ihren Diener Alexander, wohin Hekuba und Helena gegangen seien. „Nach dem östlichen Thurm hinauf, dessen Höhe das ganze Thal als ihm unterworfen beherrscht, um die Schlacht anzusehen. (I, 2. 2—4: Up to the eastern tower, Whose height commands as subject all the vale, To see the battle).“ Die Relativkonstruktion missfiel Eckert, so übertrug er in besserem Deutsch: „Um die Schlacht anzusehen, gehen sie auf den östlichen Turm, von dessen Höhe man das ganze Thal übersieht.“

Gleich in der ersten Scene von „Cymbeline“ erzählt der erste Edelmann: des Königs Tochter, die Erbin seines Reiches, habe sich „mit einem armen, aber würdigen Edelmann verlobt; sie ist mit ihm verheiratet.“ Diese seltsame Gegenüberstellung musste verwundern, ein Blick in den englischen Text belehrt: „His daughter . . . has *referr'd* herself unto a poor but worthy gentlemen: she's wedded.“ Eckert bemerkte wohl, dass das entscheidende Wort wie häufig bei Shakespeare am Ende des Verses steht. War Imogen verlobt, so bedurfte es nicht dieses besonderen Hinweises. „sie hat sich einem armen, aber würdigen Edelmann ergeben, sie ist mit ihm verheiratet“. Eschenburg änderte in seiner zweiten Ausgabe diese Stelle nicht, dass er anscheinend überhaupt Cymbeline und Heinrich VIII. ruhigen Herzens ohne Eckerts geistige Hilfe wieder abdrucken liess, wurde schon bei der allgemeinen Übersicht bemerkt. Ein Blick auf die Seiten 512 und 515 des 13. Bandes der ersten Auflage wird freilich zehn Verbesserungen für Heinrich VIII., vier solche für Cymbeline mustern können, die bis auf eine von Eckerts Einfluss den Beweis liefern. Während aber 1782 der Besitzer der alten Auflage auf Grund dieser Verbesserungen einen richtigen deutschen Text zur Hand nehmen konnte, musste der Käufer des 9. und 11. Bandes der zweiten Auflage einige stili-

stische Änderungen nebensächlicher Art und die alten Fehler vermerken.[1]) Nachdem eben eine Stelle aus Cymbeline Erwähnung gefunden hat, mögen erst die weiteren Änderungen des gleichen Stückes folgen. Imogen kommt aus der Höhle zurück und sieht sich Belarius und dessen Söhnen gegenüber. Sie erbittet Verzeihung für den Diebstahl, den sie aus Hunger an den Vorräten begangen hat: „Ihr lieben Leute, thut mir kein Leides, eh' ich in die Höhle ging, hab' ich gerufen: und so glaubt' ich, das erbeten oder erkauft zu haben, was ich nahm.“ (III. 6. 46—49: Before I enter'd here, I call'd; and *thought* To have begg'd or bought what I have took.) Statt dieser unrichtigen Übersetzung übertrug Eckert: „und war willens.....“

Weit zahlreicheren richtigen Wandlungen begegnen wir in Heinrich VIII., dreien gleich in den ersten Scenen des ersten Aktes. Die Herzöge von Buckingham und Norfolk sprechen über die Thätigkeit des Kardinals von York, der weder ruhmwürdige Ahnen gehabt hat, „deren Verdienste ihren Nachkommen die Bahn vorzeichnen, noch durch grosse Thaten für die Krone aufgefordert ist (I. 1. 59—61: nor call'd upon For high feats done to the crown)“. Eschenburgs Text lautet: „zu grossen Thaten für die Krone aufgefordert ist“, so dass diese Thaten als noch nicht geleistet, erst zu vollbringende angesehen werden mussten. In der gleichen Scene warnt Norfolk vor allzu grosser Heftigkeit dem Kardinal gegenüber. Buckingham verspricht ihm zu gehorchen: „Sir, ich bin Euch verbunden, und will nach Eurer Vorschrift zu Werke gehen (I. 1. 149—151: Sir, J am thankful to you: and I'll go along By your

---

[1]) Merkwürdiger Weise stehen im Mannheimer Shakespeare Cymbeline und Heinrich VIII. im gleichen (dem 13.) Band. Dies könnte zu unerfreulichen Vermutungen, Eschenburg gegenüber, wohl Anlass geben.

prescription."[1]) Statt hier nach dem Sinne „proceed according to your prescription" vorzugehen, brachte Eschenburg einen ganz anderen Gedanken: „ich will nach eurer Vorschrift mich wegbegeben". Schneller als er erwartet hatte, bricht das Verhängnis über Buckingham herein, er wird verhaftet und soll zum Tower geführt werden. „Mein Haushofmeister ist treulos, der übergrosse Kardinal hat ihm Gold gezeigt (I, 1. 222. 223: the o'er great cardinal Hath show'd him gold)", nicht nur „Gold verheissen". Dieser Haushofmeister wird in der nächsten Scene dem König vorgeführt und berichtet über seinen Herrn in solcher Weise, dass der aufs höchste erzürnte Monarch beschliesst, den Herzog sofort vor Gericht zu stellen: „Kann er nach dem Gesetz noch Gnade erhalten, so wird sie ihm zu Theil (I, 2. 211. 212: Call him to present trial: if he may Find mercy in the law 'tis his)." „Gnade" entspricht hier viel besser als „Verzeihung". Der Kardinal Wolsey, der den König so gegen Buckingham gereizt hat, giebt ein grosses Fest, der Kämmerer rühmt ihn „er ist freygebig (I, 3. 58: he's noble)", dass er „von Adel" ist, hat ihm, dem Hofmann, sicher wenig Eindruck machen können. Das Fest beginnt, der Kämmerer weist die Plätze an und bittet Sir Heinrich Guildford, ihn zu unterstützen: „Sir Heinrich, bringen Sie jene Reihe zum Sitzen (I, 4. 19. 20: Sir Harry, place you that side)," er ersucht nicht Sir Heinrich: „Setzt Euch an Jener Seite." Neben Anne Bullen, die ebenfalls erschienen ist, setzt sich Lord Sands. In übermütiger Laune fällt er ihr um den Hals, schon sein Vater pflegte „zwanzig Mädchen in einem Athem zu küssen (I, 4. 30: he would kiss you twenty with a breath)." Eschenburg hatte ihn gar

[1]) Diese Stelle wird später als untrüglicher Beweis dafür angeführt werden, dass der Tiecksche Kreis den Mannheimer Nachdruck nicht gekannt hat.

„ein Mädchen zwanzigmal in einem Athem küssen lassen“. Sands trinkt auf das Wohl seiner Dame: „Hier trink' ich Euch zu, Milady, bringt mir Bescheid (I, 4. 46: Here's to your ladyship, and pledge it, madam)“, nicht nur „trinkt mir zu“.

Zwar nicht so zahlreich, wie in den eben kurz als Beispiel herangezogenen ersten Scenen aus König Heinrich VIII., aber doch gelegentlich bedeutungsvoll und geschickt angebracht stehen auch in den folgenden Akten des gleichen Stückes einige Änderungen, deren genaue Aufführung in langer Reihe eben aus dem Grunde nicht abgelehnt werden darf, als sie ein widriges Geschick nur auf die letzten Seiten des Eschenburgschen Nachtragsbandes gebannt hält. Zudem ist es nicht ohne Interesse, einmal ein einziges Stück auf all' die Stellen, kleine und grosse, zu prüfen, wo die Geschicklichkeit Eckerts zu bessern suchte. Es wird hieraus vor allem ersichtlich, wie genau und gründlich sein Stift gewaltet hat.

Nochmals vier Verbesserungen, die allerdings Eschenburg nicht einmal in seinem Anhang anerkannt hat, folgen sich in der zweiten Scene des dritten Aktes. Der Kardinal fällt bei dem König in Ungnade, der Herrscher hält ihm vor, er, Heinrich VIII., habe sogar „sein eignes Vermögen vermindert, um Euch Wohlthaten zu erweisen“. Der Hofmann Surrey sagt bei diesen Worten für sich: „Der Himmel segne diese Geschäfte (III, 2. 161: The Lord increase this business), aber nicht „der Himmel segne diese Unterredung.“ Der bisher allmächtige Kardinal wird vom Hofe verbannt, der Herzog von Norfolk kommt mit anderen Hofherren, ihm das Siegel abzunehmen und ihm des Königs Willen auszusprechen. Der Weigerung des Kardinals und den Beteuerungen seiner Unschuld tritt Surrey mit Thatsachen entgegen, Wolsey habe päpstlicher Legat zu werden gesucht „um die Gerichtsbarkeit aller Bischöfe zu stümmeln

(III, 2. 311. 312: by which power You maim'd the jurisdiction of all bishops)“. Als päpstlicher Legat kann er nicht „die Bischöfe“ unter seine „Gerichtsbarkeit bringen“. Als zweiten Vorwurf stellt ihm Surrey vor, er habe sich in Briefen nach Rom oder sonst an auswärtige Prinzen der Worte bedient: ego et rex meus, „wodurch ihr den König zu eurem Diener machtet (III, 2. 313—316: in which you brought the king To be your servant)“, was besser lautet als „wodurch dem König wie Euren Bedienten begegnetet“. Auf Grund all dieser Ungebühr ist nicht etwa „ein Missverständnis mit dem König“, sondern die Ungnade des Königs (III, 2. 392: your displeasure with the king) gegen den Kardinal eingetreten.

Auch der Erzbischof von Canterbury, Cranmer, wird verdächtigt. In der Nacht vor der Verhandlung sucht er den König auf, er verlässt sich auf seine Redlichkeit und Rechtschaffenheit: „wenn die mich im Stich lassen, so will ich mit meinen Feinden über meine eigne Person triumphiren, die ich für nichts halte, wenn ihr diese Tugenden fehlen (V, 1. 124. 125: which I weigh not, Being of those virtues vacant)“. Ganz unrichtig war früher und später bei Eschenburg zu lesen: „von der ich nicht glaube, dass ihr diese Tugenden fehlen“.

Die letzten Scenen Heinrichs VIII. enthalten die Vorgänge zur Zeit der Geburt der Elisabeth. Die Hofdame eilt herbei, dem König die Freudenbotschaft zu verkünden, Heinrich „erräth“ ihre Nachricht (V, 1. 161: I guess thy message), er „vermuthet“ sie nicht nur. Mit grossem Pomp wird die Taufe der künftigen Herrscherin gefeiert, der Erzbischof preist in herrlichen Versen ihr künftiges Leben bis zu ihrem jungfräulichen Tode. Dankend wendet sich der König zu ihm, er hat jetzt den sehnlichst gewünschten Erben, er, der „vor diesem glücklichen Kinde nie etwas gezeugt (V, 5. 64. 65: never, before This happy child,

did, I get any thing)", aber doch jedenfalls etwas „besessen" hatte.

Diese ausführliche Betrachtung der Verbesserungen in Heinrich VIII. mache nunmehr noch einigen Hauptstellen Platz. Auch eine Stelle im „Hamlet", dessen tief geheimnisvolle Worte zu vielfachen Konjekturen Anlass gaben und schon aus diesem Grunde Eckert mit hämischer Freude erfüllten, auch im „Hamlet", der bisher in dieser Darlegung noch nicht genannt wurde, findet sich ein Beweis für Eckerts Beschäftigung. Nach der ersten Erscheinung des Geistes forschen die Freunde nach den sonderbaren Vorkommnissen der letzten Zeit. „Sagt mir," fragt Marcellus, „warum täglich so viel ehernes Geschütz gegossen wird und so viel fremde Kriegsrüstungen anlangen (I, 1. 73. 74: why such daily *cast* of brazen cannon And foreign mart for implements of war)." In der Züricher Ausgabe fragt er nur: „warum täglich so viel ehernes Geschütz, so viel fremde Kriegsrüstungen anlangen".

Hatte hier Eckert ein ausgefallenes Wort ergänzen können, so war er in Heinrich V. in der Lage, zwei offenbare Fehler zu verbessern. In der Ausforderung, die im Namen Frankreichs der Herold Montjoye an den König richtet, kommt er zum Schlusse: „Der König habe seine Anhänger verraten, deren Verdammnis ausgesprochen ist (III, 6. 129. 130: he hath betrayed his *followers*, whose condemnation is pronounced)."

Die Übersetzung „seine Nachfolger" ist schon aus dem Grunde zu verwerfen, als der König im Augenblick überhaupt keine Nachfolger hatte. Ganz den gleichen Fehler hatte Eschenburg in Richard II. gemacht, wo er — allerdings im Anschluss an seinen Text — Mowbray hatte sprechen lassen: „meine Treue gegen Gott, meinen König und seine Nachfolger (I, 3. 20: his succeeding issue).

Das „his“ der Folio hatte damals schon allgemein dem „my“ der Quartos weichen müssen (vgl. The Cambridge Shakespeare, Richard II., Note VI). Eckert hatte richtig geschrieben „meine Nachkommenschaft“. Bezüglich dieser beiden Stellen in seinen Erwiderungen ein Wort zu verlieren, fand Eschenburg nicht für geraten, um so dringender suchte er das Folgende zu verteidigen. Die Worte des Kapitän Macmorris: „S' ist schlecht gethan, die Arbeit ist verlassen worden (Heinrich V. III, 2. 82. 83: tish ill done: the work ish give over)“ mussten seiner Meinung nach gegeben werden: „S' ist dumm Zeug, die Festungswerke sind übergeben.“ Er war im Irrtum, da „to give over“ bei Shakespeare niemals vom Übergeben einer Festung gebraucht wird.

Je länger wir uns mit den Verbesserungen beschäftigen, um so sonderbarer mutet uns Eschenburgs Zaudern an, ihnen in seiner neuen Auflage einen Platz zu geben. Wie richtig war es doch von Eckert, die Worte der am Fenster oben stehenden Jessica im „Kaufmann von Venedig“: „Hier, nimm dieses Kästchen (II, 6. 33: Here, catch this casket)“ in „Hier, fange dieses Kästchen“ zu ändern, oder in „Gleiches mit Gleichem“ dem Schauplatz angemessen, Lucios Ruf: „Holla! — Einen schönen guten Tag“ und Isabellas Antwort: „Guten Tag, guten Tag (I, 4. 6. 15: Luc. Peace be in this place . . . Isab. Peace and prosperity)“ durch: „Friede sei hier“ „Friede und Heil“ zu ersetzen. Sein Vorgehen müssen wir billigen, wenn er Calibans Wort: „Meine Mutter zeigte dich mir (Sturm II, 2. 131: my mistress show'd me thee)“ mit dem besseren „meine Gebieterin“ vertauschte, was wenigstens die Folge hatte, dass Eschenburg widerwillig „meine Herrschaft“ als Änderung eintrug.

Bei einer wichtigen Stelle von „Troilus und Cressida“ hatte Eckert Gelegenheit, eine unrichtige Beziehung richtig zu stellen. Cressida betrachtet mit Pandarus die vom

Kampf zurückkehrenden Trojaner und ihre Feldherren. Pandarus begleitet seine Erklärungen mit Lobsprüchen auf die vorbeischreitenden Helden, besonders Troilus scheint ihm ans Herz gewachsen: „Hätt' ich eine Schwester, die eine Grazie, oder eine Tochter, die eine Göttin wäre, so sollt' er freye Wahl haben (I, 2. 228. 229: Had I a sister were a grace, or a daughter a goddess, he should take his choice).“ In anderer Weise hatte Eschenburgs Auffassung gebildet: „Hätt' ich eine Schwester, die eine Grazie, oder die Tochter einer Göttin wäre . . .“

Im fünften Akt von „Gleiches mit Gleichem“ stört Lucio durch sein Zwischenreden die Fragen, welche der Herzog an Mariane richtet. Der Herzog wird hierüber ungehalten: „Lasst doch den Menschen schweigen, ich wünschte, er hätte was für sich selbst zu sprechen (V. 1. 181. 182: Silence that fellow: I would he had some cause to prattle for himself).“ Ganz anders Eschenburg: „Macht doch, dass der Mensch hier stille sey! Ich wollte, er hätte was mit sich selbst zu plaudern.“

Zwei kleinere Änderungen dürfen nicht übergangen werden. Unrichtig ist es, wenn nach der grossen Erklärung des salischen Gesetzes und der daher entstammenden Rechte Englands auf Frankreich der Erzbischof von Canterbury die Einwürfe des Königs Heinrich V., man habe doch auch vor der schottischen Nachbarschaft sich wohl in acht zu nehmen, seine Antwort begann: „England ist doch immer mehr gefürchtet als beschädigt worden (Heinrich V. I, 2. 155: She hath been then more fear'd than harm'd)“. statt „England ist immer mehr geschreckt (fear'd = terrified) als beschädigt worden.“

Und wenn Timon von Athen, in seiner einsamen Wildnis zum Menschenhasser geworden, mit dem gegen die gemeinsame Vaterstadt zu Felde ziehenden Alkibiades zusammentrifft, und ihn zu schonungsloser Grausamkeit aufreizt, so

wünscht er wohl: „Lass nicht die jungfräuliche Wange dein schneidendes Schwert besänftigen (Timon von Athen IV, 3. 114. 115: let not the virgin'cheek *Make soft* thy trenchant sword)“, aber nicht „Lass die jungfräuliche Wange dein schneidendes Schwert nicht stumpf machen“, wie schon Wieland geschrieben hatte, denn soft = tender-hearted, pitiful (Alexander Schmidt).

Hier behielt Eschenburg seine Fehler stets bei, er ging aber sogar so weit, dass er eine Verbesserung nicht annahm, wenn er auch an einer anderen Stelle sich genau des gleichen Ausdrucks bedient hatte, den Eckert vorschlug. In „Titus Andronikus“ tritt der Mohr Aaron mit den Söhnen des Titus, Quintus und Markus Andronikus, auf. „Kommt her, ihr Prinzen, eilet: (II, 3. 192: Come on, my lords, the better foot before).“ So änderte Eckert, während in der ersten Züricher Ausgabe zu lesen war „den rechten Fuss voran“, was die zweite durch „zögert nicht“ ersetzte. Warum nahm hier Eschenburg das „eilet nicht“ nicht an, wo er doch selbst in „König Johann“ übertragen hatte: „Aber eile, du kannst nicht zu sehr eilen (IV, 2. 170: Nay, but make haste, the better foot before).“

Eine andere Stelle suchte Eckert durch eine erklärende, im englischen Text nicht vorhandene Ergänzung verständlicher zu machen. Benvolio sucht nach Möglichkeit den liebeskranken Romeo wieder zur Vernunft zu bringen: „Sachte, Freund! Ein Feuer brennt das andre aus; der eine Schmerz wird durch die Qual des anderen gelindert: wenn man schwindlich ist, so hilft man sich durchs Herumdrehen auf die andere Seite (Romeo und Julie I, 2. 45—47: Turn giddy and be holp of backward turning)“. Diese Übersetzung Eschenburgs änderte Eckert: „wenn man durchs Herumdrehen schwindlicht geworden ist, so hilft man sich durchs Herumdrehen auf die andere Seite.“ Gewiss ist jetzt der Sinn klarer als bei der ersterwähnten Wiedergabe.

Aber auch Eckert beging einen Fehler, indem er es unterliess, den Imperativ „turn giddy-be holp" zur Geltung zu bringen.[1])

Es wäre ungerecht und parteiisch, wollten wir nicht auch den Fehlern, die der Mannheimer Nachdruck erst aufgebracht hat, noch zum Schlusse dieser Ausführungen einige Beachtung schenken. Es war begreiflich, dass wir uns solange bei den Verbesserungen, denjenigen, die Eschenburg für die zweite Auflage seiner Bearbeitung für geeignet hielt, und denjenigen, die er zu seinem eigenen Schaden von sich gewiesen hat, aufgehalten haben, wenn auch nur ein kleiner Teil des massenhaft zu Gebote stehenden Stoffes in möglichst verschiedenartiger Gestaltung vorgelegt werden konnte. Neben der durch die Richtigkeit des Inhalts oder der Form begründeten Bedeutung der besprochenen Änderungen berechtigte das numerische Verhältnis der Verbesserungen zu den Verschlechterungen — auf zehn der ersteren etwa ein Fehler — dazu, Eckerts Verdienste um den deutschen Shakespeare weit mehr hervortreten zu lassen.

Aber er machte bei seiner Durchsicht den grossen, nicht zu verzeihenden Missgriff, dass er bei Werken, die seiner verbessernden Hand weniger bedurften, um jeden Preis, unter allen irgendwie möglichen Bedingungen Irrtümer Eschenburgs richtig zu stellen sich bestrebte. Daher diese Sucht, stets die gegenteilige Konjektur anzunehmen, daher so mancher Fehler, der ohne diese Nebenabsicht dem

---

[1]) Weitere richtige Änderungen des Mannheimer Shakespeare, denen die Züricher zweite Ausgabe nicht folgte: Sturm I, 1. 4; Lustige Weiber I, 1. 255; Gleiches mit Gleichem II, 2. 41; Kaufmann von Venedig I, 2. 73; Wintermärchen III, 2. 145; Heinrich IV. 1. Teil. III, 1. 131; Richard III. I, 3. 85; Titus Andronikus II, 3. 101; Julius Caesar I, 2. 44; Antonius und Cleopatra V, 2. 145; Hamlet IV, 6.22; Othello II, 1. 210 u. a.

sprachkundigen Manne niemals entschlüpft wäre. So lassen sich im ersten Akt des „Hamlet" vier offenbare Unrichtigkeiten deutlich erkennen. Horatio erzählt von Hamlets Zweikampf mit Fortinbras; „und dieser verlor, durch einen versiegelten und durch das Recht der Waffen bestätigten Vergleich, mit seinem Leben alle seine Länder (I, 1. 86—88: who by a seal'd compact, Well ratified by law and heraldry Did forfeit, with his life, all those his lands)". Eckert fand offenbar „heraldry" zu frei gegeben und änderte: „kraft eines durch Siegel und die Gesetze der Wappenkunst bestätigten „Vergleichs". Heraldry ist jedoch das beim Zweikampf, „law" das vorher in Frage kommende Recht, durch den Kampf selbst ist eben der Vergleich bestätigt worden.

König Claudius fordert seinen Stiefsohn auf: „Leg' diese unnütze Traurigkeit ab, und sieh uns als deinen Vater an (Hamlet I, 2. 106. 107: throw to earth This unprevailing woe, and think of us As of a father)." Die zweite Ausgabe hatte „wirf diese unnütze Traurigkeit von dir", während Eckert einen vom Dichter nicht beabsichtigten Nebensinn hereinbrachte: „Begrab diese unnütze Traurigkeit mit dem Verstorbenen." Lässt sich diese Änderung vielleicht noch verteidigen, so kann das Folgende keinesfalls verziehen werden. Hamlet steht mit den Freunden auf der Terrasse, das Kommen des Geistes zu erwarten. Vom Schlosse herüber schallt Musik und das Lärmen des vom König gefeierten Prunkmahles. Der Prinz spricht sich gegen diese Unsitte aus: „Diese taumelnden Trinkgelage machen uns im Osten und Westen verächtlich (I. 4. 17. 18: This heavy-headed revel, east and west Makes us traduced and tax'd of other nations)." Ganz richtig, wozu musste Eckert setzen „die vom Morgen bis in die Nacht dauren". Weit eher hätte die umgekehrte Stellung Sinn, aber keine Berechtigung gehabt. Auch in die Erzählung des Geistes

schlich sich ein Fehler ein, wenn dieser berichtete: „Man hat vorgegeben, eine Schlange habe mich getötet (I, 5. 35. 36: Tis given out that, sleeping in my orchard, A serpent stung me)“, statt habe mich gestochen.“ „Erstochen“, wie die zweite Ausgabe Eschenburgs schrieb, muss natürlich ebenfalls als falsch bezeichnet werden.

Zwei Stellen in den „beiden Veronesern“ machen Eckert keine Ehre. Die erste derselben ist an und für sich ganz unwesentlich, doch umhüllt er sie mit tiefem Interpretationsdunkel, so dass wir lange über die Berechtigung seines Änderns zu grübeln gezwungen sind, um sie schliesslich als gleichgültig zu verwerfen. Julie hat Lucette ohne Grund ausgescholten, sie wird sich bewusst, dass sie unrecht gethan habe: „Meine Strafe soll die seyn, dass ich Lucetten zurückrufe, und wegen meiner Thorheit um Verzeihung bitte (I, 2. 64. 65: My *penance* is, to call Lucetta back, And ask remission for my folly past).“ Für Strafe setzte Eckert „Busse“, was im Sinn der vorliegenden Stelle gedacht das Gleiche bedeutet (unter Tiecks Leitung übersetzte man z. B. Strafe, Hertzberg wieder Busse), und gab eine lange unnötige Erklärung. Dies nur zum Beispiel für Eckerts Vorgehen im allgemeinen. Im gleichen Stück sucht er einmal sich eine völlig zwecklose Beziehung zu konstruieren, im grossen Monolog des Proteus legt er diesem die Worte in den Mund: „Ich will Valentin für meinen Feind ansehen, der nach Silvien als einer süssern Freundinn strebt (II, 6. 29. 30: And Valentine I'll hold an enemy *Aiming* at Silvia as a sweeter friend).“ Eschenburg hatte, wie Wieland, geschrieben: „ich will Valentin für meinen Feind ansehen, um in Silvia eine theurere Freundinn zu gewinnen“. War die Beziehung von „aiming“ auf Valentine vielleicht grammatikalisch möglich, so war sie doch logisch ganz ausgeschlossen. Proteus hat es gar nicht nötig, sich

selbst gegenüber die Feindschaft gegen Valentin zu begründen, er ist sich schon vorher ganz klar, dass seine Liebe zu Silvia Valentins Feindschaft in sich schliesst. Dies erhellt nicht nur aus seinen Worten in der gleichen Scene, sondern vor allem aus seinem Selbstgespräch zwei Scenen vorher: „Dafür liebe ich seine Geliebte nur zu sehr, und eben das ist die Ursache, warum ich ihn so wenig liebe.“ Offenbar hatte Eckert dieses Bekenntnis nicht mehr im Gedächtnis, als er seine Änderung vornahm.

Dass er wohl einmal gedankenlos und eilfertig zu Werke ging, zeigt eine Notiz in den dem ersten Band seiner Ausgabe beigegebenen Verbesserungen, worin er bemerkt: „Vor Sturm IV, 5 ist ausgelassen: Ariel kömmt mit schimmernden Kleidungsstücken herein.“ Ein Blick auf die vorangehende Seite, an den Schluss der vierten Scene, hätte ihn von der Unhaltbarkeit seines Vorwurfs belehren können, hier stand: „Ariel kömmt mit allerley schimmernden Geräthe beladen.“

Dieses Missgeschick hätte dem sorgsamen Korrektor nicht begegnen dürfen, immerhin kann hier blosse Unaufmerksamkeit getadelt werden. Weit schlimmer war ein Angriff, den er sich gegen eine Übersetzung in den „Lustigen Weibern“ erlaubte, welche Übersetzung gar nicht von Eschenburg selbst stammte, sondern von diesem aus Gerstenbergs schleswigschen Litteraturbriefen entlehnt war. Der aufs schrecklichste geängstigte Pfarrer Evans betet einige geistliche Liederverse herunter: „Am seichten — Gott behüt mich! Ich hab eine grosse Disposition zu weinen — schlägt munter jede Nachtigall an Wasserflüssen Babylons — den Widerhall — den Widerhall — (III, 1, 20—24: Mercy on me! I have a great dispositions to cry. (Sings:) Melodious birds sing madrigals — When as I sat in Pabilon — And a thousand vagram posies).“ Was finden wir bei Eckert: „schlägt munter jede Nachtigall —

Als ich in der Gartenlaube unter tausend Blumen sasse". Der wallisische Dialekt und die daher geänderte Schreibweise konnten also Eckert dazu bringen, dass er Pabilon etwa als Verhunzung von Pavillon betrachtete, und so eine Gartenlaube in das geistliche Lied des ängstlichen Pfarrers hereinbrachte. Dieser grobe Irrtum wiegt manche sonst glücklich getroffene Verbesserung auf.

Leider steht ein Schnitzer wie der eben gerügte nicht für sich allein, zwei Genossen sind es, allerdings nicht so auffallend und offenkundig, die das Recht in Anspruch nehmen können, neben der geistlichen „Gartenlaube" genannt zu werden. In ihrer Nähe muss sogar „die Modehändlerin" Percys — mit einer solchen, statt mit einem „Spezereykrämer (a milliner Heinrich IV. 1. Teil. 1, 3. 36)" vergleicht Heisssporn im Mannheimer Nachdruck den ins Lager kommenden Höfling — bescheiden zurückstehen.

Bei seinem Prunkmahl, das Timon von Athen ohne es zu ahnen als letztes dem schmarotzenden Freundeskreise giebt, treten zum Schlusse als Amazonen verkleidete Mädchen auf, um einen Tanz aufzuführen. Der Wirt, der bei ihrem Erscheinen sich überrascht gestellt hat, lässt bei seinen Dankesworten durchblicken, dass er selbst es gewesen ist, der die Idee zu diesem Spiele gegeben habe. „Eure Gegenwart hat ihr (der Gesellschaft) erst einen Wert und lebhaften Glanz gegeben und mir ein Vergnügen verschafft, darauf ich schon gedacht hatte (I, 2. 143, 144: You have added worth unto't, and lively lustre And entertain'd me with my own device)." Zu dieser Stelle bemerkt Eckert: „Timon sagt hier etwas, worinn kein Sinn ist", und ändert nun die Schlussworte: „und meine eigne Erfindung verschönert." Doch ist der Sinn der Verse nicht allzuschwer in der erwähnten Weise zu deuten, so dass eine Berechtigung, die ganz verständlichen Worte Eschenburgs zu ändern, absolut nicht vorliegt.

Eckert ging hier sogar so weit, dass er den Dichter selbst anklagte. So wenig es ihm also hier gelungen war, einen logisch wohl begründeten tiefen Gedanken Shakespeares einzusehen, konnte er eines ebenfalls treffend zugespitzten Wortspiels in „Mass für Mass“ Herr werden. Mit störender Hand riss er den Gedankengang völlig auseinander. Lucio neckt sich mit dem zweiten Edelmann: „Du bist vermutlich nie dabei gewesen, wenn man das Gratias gesprochen hat (I, 2. 19: „I think thou never wast where grace was said).“ Dieses „grace“ mit dem Doppelsinn Tischgebet und Frömmigkeit eröffnet ein heiteres Wortgefecht, bis es Lucio beendet: „Gratias ist Gratias, sowie du ohne Gnade ein durchtriebener Schelm bist (24—26: Grace is grace: as for example, thou thyself art a wicked villain, despite of all grace.)“ Die Beziehung dieses Satzes zu den vorhergehenden hatte Eckert nicht im Auge behalten. Er hatte das erste „grace“ und den dazugehörigen Witz Lucios gegeben: „Ich glaube dir, denn ich denke, du warst nie, wo gebetet wurde.“

War es falsch, ein vom Dichter beliebtes Wortspiel fallen zu lassen, so war sicher genau so verfehlt, einige Scenen später ein solches hineinzubringen, wo der Dichter überhaupt nicht an ein solches gedacht hatte. Lucio hat sich zu Isabella ins Kloster begeben, um sie von der Gefangennahme ihres Bruders in Kenntnis zu setzen, ohne jedoch Glauben zu finden. So sieht er sich veranlasst, ihr zu erklären, dass er sich sonst wohl unterstehe mit Frauen zu scherzen, sie aber, die künftige Nonne, sehe er „als ein heiliges und dem Himmel geweihtes Geschöpf an. Aufrichtig zu reden, Ihr Stand macht Sie in meinen Augen schon zu einem abgeschiedenen seligen Geiste (I. 4. 34—38: I hold you as a thing ensky'd and sainted; By your renouncement, an immortal spirit, And to be talk'd with in sincerity, As with a saint)“. Noch immer zweifelt Isabelle:

„Sie lästern das Gute, indem Sie meiner spotten (39: You do blaspheme the good in mocking me).“ Eckert fand hier die Gelegenheit zu einem Wortspiel, wenn er „the good“ mit „die Heiligen“ wiedergab, im Anschluss an das „saint“ der Rede Lucios. Unbegreiflicher Weise hat — und das macht die vorliegende Stelle besonders bemerkenswert — Eschenburg in seiner zweiten Ausgabe sich entschlossen, ebenfalls klüger sein zu wollen als der von ihm übersetzte Dichter. Auch hier lesen wir: „Sie lästern die Heiligen, indem Sie meiner spotten.“[1])

Wenn Shylock jammernd ausruft: „es war ein Türkis, ich bekam ihn von Lea, als ich noch Junggeselle war (Kaufmann von Venedig III, 1. 105: It was *my* turquoise)“ statt es war mein Türkis“, wenn Gratiano bei „jedem Monde“ schwört, statt bei „jenem Monde“ (ebenda V, 1. 142: By yonder moon I swear you), so sind dies Druckfehler, für die höchstens Eckert der Vorwurf einer allzu eilfertigen Durchsicht der Korrektur gemacht werden kann. Gerade wo er sein Augenmerk besonders darauf gerichtet hielt, Kleinigkeiten zu verbessern und ausgefallene Stellen zu ergänzen, dürfen wir ihn wegen dieser und anderer Druckfehler ebenso wenig tadeln als wegen der zwei fortgebliebenen Sätze. Es war wohl schwerlich Eckerts Schuld, wenn bei der berühmten Stelle im „Sturm“, wo Prospero das an den Augen der Zuschauer vorbeigehuschte Spiel mit den Werken des Menschen und ihrer Vergänglichkeit vergleicht, in seiner Ausgabe die Worte fehlen „die stattlichen Paläste, die feyerlichen Tempel (IV, 1. 152. 153: the gorgeous palaces,

---

[1]) Weitere Fehler Eckerts: Sturm III, 1. 74; Lustige Weiber IV, 5. 92; Gleiches mit Gleichem II, 4. 54; Kaufmann von Venedig I, 2. 48; Irrungen IV, 1. 91; König Johann V, 7. 51; Heinrich V. V, 2. 123; Heinrich VIII. I, 2. 37; Romeo und Julie I, 5. 85; Coriolan III, 1. 164; Titus Andronikus I, 1. 29. 30; Antonius und Cleopatra V, 2. 320 u. a.

The solemn temples)". Auch wird im zweiten Akt der „Komödie der Irrungen" die folgende Übersetzung nur in den beiden Züricher Ausgaben gesucht werden können: „Dromio: Weiter nicht, Herr, als dass ich geschlagen werde. Ant.: Soll ich dir sagen, warum? (II. 2. 41. 42: Dro. S. Nothing, sir, but that I am beaten. Ant. S. Shall I tell you why?)"

Eine Änderung verdient als einzig dastehend besonders und nachdrücklichst genannt zu werden. Die Pflicht unbedingter Gerechtigkeit gebietet, bei dieser Gelegenheit Eckerts Treiben auf das Heftigste zu verurteilen. Unentwegt ist Eckert den in Pope und Warburtons Ausgabe angenommenen Konjekturen gefolgt, immer blieb er dem Text seiner Ausgabe getreu, nur einmal folgte er einer in der Anmerkung verzeichneten Variante. Der Grund zu dieser Handlung wird sofort klar, wenn wir Eschenburgs Bearbeitung zur Hand nehmen. Eschenburg hatte in Johnson-Steevens an diesem Platze den gleichen Wortlaut wie Pope-Warburton, so musste Eckert, nur um die nötige Verschiedenheit der Texte herbeizuführen, die unten bemerkte andere Lesart annehmen. Vor dem Hofe des französischen Königs für seinen Herrn um des Königs Schwester anzuhalten ist Warwick erschienen. Auf die Frage Ludwigs des Elften, ob Eduard wirklich seine Schwester liebe, erwidert der treueste Anhänger der weissen Rose: „Oft hab' ich ihn sagen und schwören hören, diese Liebe sei eine ausländische Pflanze (Heinrich VI. 3. Teil. IV, 3. 123. 124: Myself have often heard him say and swear That this his love was an *external* plant)." Eine ewige Pflanze, an *eternal* plant, ist des Königs, Eduard des Vierten, Liebe, nicht etwa bestimmbar durch den Wohnort der Geliebten. Das „external" der Folio war — und zwar gerade auf Warburtons Anregung — als offenbarer Fehler durch das „eternal" der Quartos ersetzt worden.

Nachdem wir uns doch eben entschliessen mussten, einer doppelten Lesart zu folgen, wenn auch aus einem ganz bestimmten Grunde, so können wir auch die folgenden nicht stillschweigend übergehen. Im zweiten Akt von „Der Liebe Mühe ist umsonst“ begrüsst Navarras König die in sein Reich gekommene Prinzessin, Frankreichs holde Erbin. Durch strengen Eid ist der Monarch verhindert, an seinem Hofe selbst eine Frau zu empfangen. Aber die kühne Prinzessin will ihn umstimmen, keck ruft sie ihm entgegen: „Der Wille wird seinen Willen brechen (II. 1. 99: will shall break *his* will, and nothing else)“, und eine Anmerkung Eschenburgs (Bd. III. S. 36), die den citierten englischen Text enthält, macht uns mit der Ansicht vertraut, das erste „will“ (warum aber dann ein kleines w?) sei die Abkürzung von William. Getreulich folgt der sonst so kritische Nachdruck, hier (Bd. IV, 42) steht die gleiche Übersetzung, die gleiche Anmerkung. Hier hätte sich Eckert die gute Gelegenheit zu einem berechtigten Ausfall nicht versagen dürfen. Vergeblich suchen wir in Pope-Warburtons Ausgabe den citierten Text, wir werden (Bd. II, S. 184) wohl ein „its will“ finden, nach Rowes Konjektur sich beziehend auf das vorhergehende „will“, der Wille. Ein Blick in Wrights Ausgabe lässt uns erkennen, dass die in Frage stehende Stelle allerdings zu einigen Konjekturen Anlass gegeben hat, in dieser sorgfältigen Zusammenstellung ist aber ein „*his* will“ nicht zu finden. Hier hat sich also Eschenburg selbst eine Konjektur erlaubt, doch ist er ihr nur kurze Zeit treu geblieben, seine zweite Ausgabe folgt der allgemein angenommenen Lesart Capells: will shall break it; will, and nothing else. „Der Wille wird ihn (d. h. den Eid) brechen. Der Wille und kein Andrer.“

Auch eine Stelle in der „bezähmten Widerbellerin“ hätte zu kritischen Randbemerkungen des Mannheimer

Sprachmeisters Anlass geben können. In zornigen Worten wirft Katharina dem Vater vor, auf ihrer Schwester Hochzeit müsse sie „barfuss tanzen, und wegen Ihrer Liebe zu ihr mit sich umspringen lassen, wie man Lust habe (II, 1. 33. 34: I must dance bare-foot on her wedding day And for your love to her lead apes in hell)“. Eckert änderte hier recht frei „als eine alte Jungfer sterben“, ohne daran zu denken, dass Eschenburg die gleiche Phrase in „Viel Lärm um nichts“ zwar wörtlich übersetzt hatte: „seine Affen zur Hölle treiben“, dass aber in einer Anmerkung darunter zu lesen war, d. h. ich will lieber als eine alte Jungfer sterben (Bd. V, S. 31. Viel Lärm um nichts II, 1. 34). Die falsche Übersetzung der ersten Ausgabe wurde auch noch in die zweite Züricher übernommen, kein gutes Zeichen von Eschenburgs Aufmerksamkeit.[1])

Nachdem so häufig Gelegenheit genommen wurde, die vielen von ihm begangenen Fehler in scharfer Form zu tadeln, wird es zum Schlusse nicht unberechtigt sein, noch kurz einer Stelle zu gedenken, die sein Wissen, seine Aufmerksamkeit und seine Kenntnisse in erfreulicher Weise dastehen lässt. Am Beginn des vierten Aktes von „Antonius und Kleopatra“ lehnt Octavian die Herausforderung des Antonius zum Zweikampf ab: „Lasst dem alten Klopffechter sagen, dass er auf manche andere Art sterben kann (IV, 1. 4. 5: Let the old ruffian know He hath many other ways to die).“ Hier war Eschenburg einer Konjektur der

[1]) Als Beispiel einer ganz falschen Übersetzung Wielands, die beide Ausgaben Eschenburgs wie auch Eckert ruhig übernahmen, sei nur „Gleiches mit Gleichem“ I, 2. 114 erwähnt, wo der Rüpel zu der Kupplerin sagt: „Ihr habt eure Augen im Dienst des Staates (in your service) ganz aufgebraucht“, wo es natürlich heissen soll „in eurem Beruf“.

Ausgabe Hanmers von 1745 gefolgt, da ihm gewiss die Stelle im Plutarch (Antonius, cap. 40)[1]) bekannt war. Indessen liegt hier der Fehler bei Shakespeare selbst, der Plutarch missverstanden und den Satz irrtümlicher Weise auf Caesar statt auf Antonius bezogen hatte. Dem Texte Shakespeares entsprechend änderte Eckert hier: „ich habe manche andre Art zu sterben (I have many other ways to die)“.

Die letzten Betrachtungen liegen bereits ausserhalb des Rahmens, der die bisherige Darstellung eng umschliesst. Immerhin mussten sie als letzte Ergänzungen des Gesamtbildes die ihnen zukommende Beachtung finden. Als ein solches Gesamtbild steht uns jetzt die ganze Thätigkeit Eckerts bei der Herausgabe seines Mannheimer Shakespeare vor Augen. Ein erfreulicher Eindruck unverkennbarer Verdienste drängt sich uns auf, der Früchte eines sorgsamen Fleisses, einer ernsten und gründlichen Arbeit. Ungern wenden wir uns von dem wissenschaftlich forschenden Gelehrten zu dem lärmenden Schreier und Polemiker, der mit ruhmredigem Selbstlob des ersteren stille Thaten aufdringlich zu verkünden wagte. Nur diesem thörichten Gebaren hat es Eckert zu danken, dass bisher von der entschiedenen Anerkennung, mit der selbst heute noch gelegentlich Eschenburgs Übersetzung gewürdigt wird, nicht auch einmal ein Schimmer auf seinen „Mannheimer Shakespeare“ fallen konnte.

---

[1]) Vgl. Shakespeares Plutarch ed. W. W. Skeat S. 219. Die betreffende Stelle lautet: Antonius sent again to challenge Caesar to fight with him hand to hand. Caesar answered him: That *he* had many other ways to die than so.

III.

„Den Menschen lass ihr widerspenstig Wesen,
Ein Jeder muss sich wehren, wie er kann.“
Faust II.

Den ersten Anstoss zu dem unerfreulichen litterarischen Streit gab eine von den Züricher Verlegern Orell, Gessner, Füssli & Cie. ohne Wissen Eschenburgs herausgegebene kleine Schrift: „Briefwechsel über den Nachdruck von Shakespeares Theater“, die 1778 erschien. In derselben waren sie unvorsichtig und leichtsinnig genug, zu behaupten: „Ob unser Shakespeare Ergänzungen und Verbesserungen bedürfe, ist eine Frage, die jeder Kenner derselben mit Nein! beantworten wird. Herr Wieland und Eschenburg haben dabey gethan, was in ihren Kräften stund. Wir können uns dem ganzen Rheine nach die Köpfe nicht denken, die es besser machen würden.“ Zu Eschenburgs Rechtfertigung muss gesagt werden, dass er selbst über dieses Lob höchst ungehalten war.[1] Da aber seine Erklärung erst 1782 im Anhang zum 13. Band seiner Ausgabe enthalten ist, durfte er sich nicht wundern, wenn die Gegner zu der Ansicht neigten, solches Urteil sei vielleicht gar auf Eschenburgs Veranlassung, jedenfalls aber nicht ohne sein Wissen zu stande gekommen, und demgemäss gegen ihn Stellung nahmen. Zuerst ging eine ausführliche Kritik im 11. Heft der Rheinischen Beiträge zur Gelehrsamkeit (1. Erndmonat 1778, S. 369 ff.) auf den Kampf ein, indem sie unter Beifügung einer grösseren Zahl von Belegen aus dem 1. und 2. Band des Nachdrucks auszuführen suchte: „Die Köpfe

[1]) Vgl. S. 9.

an der Limmat müssen den Köpfen am Rheine das Geständnis machen, dass diese Wielands und Eschenburgs Fehler entdecken und verbessern konnten.“ Den entscheidenden Schlag führte aber erst Eckert selbst aus, als er 1780 unter dem Titel: „Gabriel Eckert der kuhrfürstlichen Herren Edelknaben in Mannheim Professor an das gelehrte Publikum wegen der Mannheimer Herausgabe der Werke Shakespears“ dem zwanzigsten Bande seiner Ausgabe einen Anhang beigab, der auf 128 Seiten eine Aufzählung der von ihm gemachten grösseren Verbesserungen brachte. Zugleich wurde dieser Anhang als Sonderabdruck veröffentlicht und möglichst verbreitet. Der numerischen Aufzählung gehen sechs Seiten „Vorbericht“ voraus, die an Schärfe des Ausdrucks nichts zu wünschen übrig lassen. Hiermit also war das Dunkel, mit dem sich der oder die Herausgeber bisher umschlossen hielten, beseitigt. Eckert bekannte sich förmlich und öffentlich als derjenige, dem man die Verbesserungen zu verdanken habe. Zugleich fuhr er wegen der anfangs erwähnten Lobesworte der Züricher Verleger in unanständigster Weise los: „Wer berechtigt diese Männer, einer edeln Nation den Vorwurf zu machen, dass sie sich die Köpfe nicht denken könnten, die fähig wären, eine Übersetzung des Herrn Wieland und Eschenburg zu verbessern? Dies ist etwas mehr, als ein Stückchen von der heut zu Tage im Gebiete der Wissenschaften und Litteratur, Leider! so gewöhnlichen Marktschreierey. Es ist Schimpf und zeugt von einer Denkungsart, die nicht die edelste ist . . . Es geschah, dass oft das, was sie sagten, entweder gradezu Unsinn war, oder doch wenigstens für einen deutschen Leser ewig unverständlich blieb.“ Am bedenklichsten lauten die Schlussworte: „Die Herausgeber mögen sich gefasst machen, zu sehen, dass alle Schriften ausländischer schönen Geister, die sie aufgelegt haben, und die sie künftig drucken werden, die ersten seyn sollen, die vor allen andern Werken

zur Verbesserung vorgenommen und zu neuen verbesserten Auflagen sollen befördert werden.“ Mit dieser selbstverständlich von jeder Kritik aufs schärfste verurteilten Drohung geht der liebenswürdige Verfasser der Verbesserungen dazu über, ein Stück an das andere zu reihen, und hier seine Thätigkeit zu preisen, während er Eschenburgs Arbeit verhöhnt. Auf dies Benehmen, das namentlich bei verschiedenen Lesarten zu Tage tritt, ist im allgemeinen schon mehrfach hingewiesen worden. Aber auch im einzelnen ist es einer Beachtung wohl wert, hauptsächlich infolge der grossen Zahl der Eckert zur Verfügung stehenden Ausdrücke, die anfangs noch gemässigt, später an ironischer Frechheit und Bissigkeit ihresgleichen kaum irgendwo sonst in der Litteratur finden, mit Ausnahme von beabsichtigten Pamphleten und Schmähschriften, wie sie im Jahre 1780 im litterarischen Verkehr nicht mehr auftreten. Eckerts Vocabularium von Schimpfwörtern ist so vollständig, wie das von Rabelais, und er schöpft es ganz aus. Er greift mit vollen Händen in den Schmutz, um seinen Gegner zu bewerfen, ohne eine Ahnung davon, wie er sich selbst besudelt.[1]) Die Worte „ungereimt“, „was für ein Unterschied“, „Fehler“, „etwas ganz anderes“, „widersprechend“ steigen langsam in „gerade das Gegenteil“, „das ist Unsinn“, „falsch, grob, gar nicht Shakespearisch“, „unnatürlich“, „unbegreiflich“, „übertrieben“. Ganze Sätze der Kritik treten an Stelle der einzelnen Worte: „Nun sehe man, was uns hier die Züricher Ausgabe liefert“, „das ist doch wohl der armseligste Sinn, den man sich denken kann“, „Welchen Sinn giebt uns denn das“, „was sollen denn die Worte“. Endlich kommen die ironischen

[1]) So spricht der empfindsame Taine über die derbe Sprache Shakespeares gelegentlich solcher Stellen, die auch heutzutage ein allzu prüdes Ohr zu verletzen im stande sind; vgl. Histoire de la litterature anglaise, 5. Aufl., Bd. II, S. 201.

Sätze: „Wer in diesen Worten einen Sinn finden kann, den bitte ich, mich zu belehren", „man darf seinem Autor nicht seine eigenen Gedanken leihen", „das war in der Z. A. ausgelassen, vermutlich weil dem Herrn Übersetzer diese Worte zu dunkel geschienen". „Die Hochachtung, welche ich für die vorzüglichen Talente des Herrn Übersetzers habe, verbietet mir, bey dieser Stelle eine Anmerkung zu machen", „mir ist es unbegreiflich, wie man so übersetzen, und den schönsten Gedanken verhunzen kann". Diese erquickende Deutlichkeit könnte noch durch eine grosse Anzahl von weiteren Beispielen länger verfolgt werden. Zur Ehre der deutschen Kritik lässt sich die erfreuliche Thatsache feststellen, dass ein grosser Teil der anständigen Zeitschriften ein auf diese Weise zu Markte gebrachtes Unternehmen mit Stillschweigen überging. Und selbst da, wo man die Verbesserungen auf ihre Richtigkeit prüfte und anerkannte, fanden die übrigen als Verteidigung von Eckert beigefügten Ausführungen eine höchst abfällige Aufnahme.[1]) Noch am mildesten äussert sich der Kritiker der „Gothaischen gelehrten Zeitungen"[2]): „Ob wir gleich die Drohung nicht billigen, so müssen wir doch gestehen, dass die Verbesserungen gründlich und mit Einsicht gemacht sind." Eine ausführliche Recension der „Frankfurter gelehrten Anzeigen"[3]) gab den allgemein feststehenden Anschauungen Ausdruck, wenn in ihr zu lesen war: „Da Herr Eckert blos das änderte, was ihm von Eschenburg unrichtig übersetzt schien, und im übrigen Eschenburgs Worte durchgängig beibehielt, so bleibt seine Ausgabe immer Nachdruck. . . . Hätte Herr Eckert gleich anfangs seine

---

[1]) Die Recension im 53. Beitrage des „Altonaischen Reichspostrewter", die Eschenburg in seiner Abwehr anführt, und die demnach für Eckert sehr günstig gewesen ist, liess sich nirgends auffinden.

[2]) Zwey und sechszigstes Stück, den 2. August 1780.

[3]) Nr. LVIII und LIX, den 21. und 25. Juli 1780.

Berichtigungen einzeln abdrucken lassen, so hätte er den Dank des Publikums verdient . . . man kann unstreitig theils viel feuriger, theils viel launigter übersetzen als Eschenburg, der nach seiner Kälte nur kritische Schriften übersetzen sollte . . . wir haben in der Vergleichung mit dem Original uns freylich oftmals wundern müssen, wie Eschenburg solche Fehler hat machen können. Wir überlassen es ihm, sich zu rechtfertigen . . . Eckert und Eschenburg verhalten sich beym Shakespeare wie Mauvillon und Heinse beim Ariost[1]) . . . Es sollten Lichtenberg, Goethe und Herder sich vereinigen, uns einen Shakespear zu geben, wo man es ganz vergässe, eine Übersetzung zu lesen. — Unanständig ist die Drohung, mit welcher Herr Eckert schliesst."

Nicht lange liess jetzt Eschenburg mit der erwarteten Erklärung auf sich warten. Im 10. Stück des „Deutschen Museum" (Oktober 1780), im 82. Stück der „Gothaischen gelehrten Zeitungen" (S. 678, 11. Oktober 1780) und in einigen anderen Tagesblättern erschien eine „Anzeige", die kategorisch erklärte, „der grösste Theil dieser vorgegebenen Verbesserungen, und oft mehr als schulmeisterlich Zurechtweisungen" seien „offenbare Schikane". „Gelinder weis ich das Verfahren nicht zu benennen, wenn man andere, meistens von Theobald oder Warburton willkürlich erfundene und vorgeschlagene Lesearten des Originals zu Grunde legt, und mir, der ich diese Konjekturen gar wohl kante, aber lieber dem ältern, richtigern Text folgte, und die Leser nicht bei jeder Stelle mit Rechtfertigung darüber aufhalten wolte, wenn man mir nun diese Abweichungen als Fehler, Unverstand und Unsinn aufbürden will . . . Eine umständliche Erörterung dieser ganzen Sache ist hier nicht

[1]) Heinse hatte Mauvillons angefangene Übersetzung des Orlando furioso (Lemgo 1777, 1. Teil) im „Deutschen Merkur" 1777, Heft 4, St. 145 ff., besprochen.

der Ort; ich behalte sie mir vor, und werde dann auch den Besitzern und künftigen Käufern der Zürcher Ausgabe die nöthigen Verbesserungen selbst mittheilen."[1])

Diese umständliche Erörterung erschien 1782 als Anhang zum 13. Band der Gesamtausgabe mit dem Titel: „An das Publikum wegen des in Mannheim veranstalteten Nachdrucks des deutschen Shakspeare" und dem Motto: Suus cuique attributus est error. Catull. Von Seite 461—516 wird in drei verschiedenen Abschnitten, bis 476 ohne besondere Überschrift in allgemeiner Weise gehandelt, von 476—502 folgt eine „Ablehnung der meisten vorgeblichen Verbesserungen in der unrechtmässigen Ausgabe des deutschen Shakspear", von Seite 503—516 bilden eine Anzahl „Verbesserungen für die Besitzer der rechtmässigen Ausgabe des deutschen Shakspear" mit dem Motto . . . neque enim bene facta maligne detrectare meum est, Ovid., den Schluss, welcher Spruch schon darauf deutet, dass die meisten dieser Verbesserungen einfach von Eckert übernommen sind. In der allgemeinen Einleitung giebt Eschenburg kurz Nachricht, dass er selbst aufgefordert worden

---

[1]) Zu dieser Erklärung Eschenburgs bildet eine Anzeige Herders im „Neuen Teutschen Merkur vom Jahre 1803" (III. Band, 9. Stück, September) eine Parallele. Dieselbe ist wieder abgedruckt im 24. Band der Suphanschen Gesamtausgabe S. 581, 582. Ich möchte nur folgende Sätze besonders hervorheben: „Ein Herr Buch- und Kunsthändler in Süddeutschland erweist mir die Ehre, eine Sammlung und Herausgabe meiner Schriften besorgen zu wollen, die er dem Publikum für 2 Kreuzer den Bogen anbietet. Ich warne das Publikum vor dieser unverschämten Dieberei . . . . . . Falls er einen Helfershelfer bei der Hand hätte, welcher Gelehrte wäre schamlos genug, bei Lebzeiten des Autors ihm vorgreifen zu wollen und die Hand an eine Arbeit zu legen, die der Verfasser durchaus allein besorgen kann." —

Dass Lessing im 17. Litteraturbrief von Gottsched sagt: „Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen", ist wohl nur als eine zufällige Ähnlichkeit anzusehen.

ist, für den Nachdruck Verbesserungen einzusenden, dieses von einem Hofrat Beeke in Mannheim, einem Mitglied der Gesellschaft zur Herausgabe der Schriften ausländischer schöner Geister, an ihn gestellte Ansinnen jedoch mit Rücksicht auf seine Verleger nachdrücklichst abgelehnt habe. Hierauf wird das seinerzeit von den Züricher Verlegern prahlerisch ausgesprochene Lob bescheiden zurückgewiesen — dies musste schon oben bemerkt werden —, und dann wendet sich Eschenburg gegen den Feind selbst. Nach einer persönlichen Bemerkung, die von den Beziehungen, oder vielmehr von der entstandenen Feindschaft zwischen Beeke und Eckert handelt, folgt eine lange Verteidigung der Johnsonschen Ausgabe verbunden mit dem Vorwurf, dass Eckert nur an Pope-Warburton sich habe genügen lassen. Hieran schliesst sich eine Entschuldigung wegen der vielen von Wieland übernommenen Fehler: „Wären sie dadurch völlig meine Fehler geworden, dass ich sie bei der Durchsicht und Umarbeitung übersah? — Wohl! so sind von nun an alle noch übrig gebliebenen Fehler meiner Übersetzung, die Herr E. in seinem Nachdruck nicht geändert hat, nicht mehr meine, sondern seine Fehler!“ Dieser auf recht schwachen Füssen stehende Schluss giebt zu dem freimütigem Bekenntnis Anlass, dass noch manche Irrungen in der Übersetzung sich befänden, dass aber eine völlig fehlerfreie Übersetzung des „so originalen“ Dichters keiner zu liefern sich getrauen könne. Auf den letzten Seiten dieses ersten Abschnitts geht Eschenburg auf die Art der Verbesserungen des Nachdrucks ein, weist auf die nachfolgende kritische Widerlegung hin und schliesst mit einer sehr sonderbar anmutenden Behauptung: „Nun hoff' ich, wird man einsehen, dass meine Erklärung in der vorläufigen Erinnerung wieder Herrn E.'s Schrift nicht zu voreilig oder zu prahlerisch gewesen ist, dass wirklich bei den meisten getadelten Stellen . . . kein andrer Grund des Tadels

sey, als Verschiedenheit der Lesearten; und dass die, denen ich folgte, meistentheils die bessern und vorzüglichern gewesen sind. Dadurch wird nun freylich die Anzahl der wirklichen Verbesserungen, die am Ende nicht viel über zweyhundert betragen wird, gar sehr verringert.“ Über diese Naivetät hatte Eckert allerdings Grund zu spotten, es ist wirklich unglaublich zu sehen, wie Eschenburg auf der einen Seite von der Schamlosigkeit der Verbesserungen spricht, auf der andern Seite aber doch zweihundert als berechtigt anerkennt.

So konnte Eckerts letzte Entgegnung, die er an den Anhang seines letzten, des ein- und zweiundzwanzigsten Bandes stellte,[1]) mit dem Titel: „Auf Herrn Eschenburgs Vorrede zum dreyzehnten Band seiner äusserst fehlerhaften Übersetzung der Werke Shakspears, in Zürich, von Hrn. Orell, Gessner und Füssly verlegt“, und dem Motto „Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus“ versehen, von stolzer Höhe herab sprechen. Der Ton dieser 24 Seiten ist allerdings so ironisch, und macht Eschenburg so lächerlich, dass Überwindung dazu gehört, diese Einleitung samt den in eitler Selbstbespiegelung angeführten und abgedruckten Anerkennungen bis zum Schlusse durchzulesen. Es wird vollständig genügen, zwei der Hauptstellen aus ihrem Zusammenhang zu reissen und hier als Beispiel zu erwähnen, während eine kurze Übersicht den sonst etwa erwähnenswerten Inhalt andeuten mag. Die ersten Seiten drehen sich um das hochtrabend vorgebrachte Bekenntnis: „Ich verspreche jede Belehrung, jede Zurechtweisung, die mit Gründen begleitet ist, mit Dank anzuerkennen, wenn Sie mir auch sie im Angesichte der ganzen gelehrten Welt sagen.“ Nachdem dann weiter ausgeführt wird, dass Eschen-

[1]) Sie erschien auch gesondert im Pfälzischen Museum. Mannheim. Im Verlage der Herausgeber der ausländischen schönen Geister. 1783. 1. Heft. S. 87–102.

burg eine solche Belehrung überhaupt nicht zu geben vermöge, folgt der vernichtende Streich: „Eine weit grössere Anzahl meiner Verbesserungen billiget Herr E. völlig und sagt den Besitzern seiner Übersetzung ganz zuversichtlich: Streicht aus und leset hierfüro so und so u. s. f. Schade, dass dieses auf eine Art geschieht, bey der sich seine Verleger und Freunde wahrlich nicht freuen, sondern schämen werden ... Es wird mir eng ums Herz, wenn ich einen schätzbaren Mann von guten Eigenschaften, von Gelehrsamkeit und schönen Talenten sehe, der sich wie ein Wurm krümmet, wenn ihn innerliche Überzeugung zwingt, seine Irrthümer einzusehen und der Wahrheit zur Steuer dieselben öffentlich zu bekennen. O! warum nicht tausendmal lieber de bonne grace.“ In dieser mitleidigen Verhöhnung geht es einige Zeit fort, verschiedene Beispiele werden herangezogen, um nochmals Eschenburgs Fehler zu bezeichnen. „Muss man sich denn zu solchen Kleinigkeiten herunter lassen, um einen Mann, wie es Herr Eschenburg ist, zu überzeugen? Ist diess das Schicksal seines englischen Sprachlehrers gewesen, und hat's der Mann mit Hiobs Geduld ausgehalten — O! so verdient er nach seinem Tode wie ein Märtyrer kanonisiert zu werden.“ Nach diesem Ausruf können wir, wenn wir nur Eckert und Eschenburg mit Beziehung auf die Übersetzung Shakespeares im Auge haben, beruhigt das Buch fortlegen, einer noch gröberen Tonart ist es unmöglich sich zu befleissigen. In der That beschäftigen sich auch nur mehr wenige Seiten mit der Person des Braunschweiger Herausgebers. Ganz unvermittelt stossen wir auf einen Angriff, der sich auf Ebert und seine Übersetzung der Joungschen Nachtgedanken richtet. Und zum Schlusse folgt — zum Beweis der allgemeinen Beachtung und Anerkennung, deren sich der Verfasser und seine Übersetzungskunst erfreuen — gar der Abdruck eines Anerkennungsschreibens, nicht etwa von Seite

einer Universität, einer Akademie, oder eines besonders namhaften Gelehrten, sondern ausgestellt von der Hand eines bayerischen Militärs, Freiherrn von Harold, der sich in seinen Mussestunden mit Übersetzungen Ossians beschäftigte.[1]) Mit der energisch ausgesprochenen Abwehr, den Hofrat Beeke nicht zu kennen, setzt Eckert seinen Namen unter das ihm wenig zur Ehre gereichende Machwerk.

Es war das letzte Mal, dass Eckert seine Stimme erhob, um, Verteidigung und Angriff vereinigend, Eschenburg gegenüber zu treten. Ob er von der Kritik in Schulz und Erbsteins „Almanach der Belletristen"[2]) Kenntnis gehabt hat, wissen wir nicht, jedenfalls würde er sich aufs höchste darüber erzürnt haben. An die allzu skizzenhaft hingeworfene Charakteristik Eschenburgs schloss sich folgender Zornesausbruch gegen den Nachdrucker, der in seiner Form unterhaltend, seinem Inhalt nach unberechtigt ist: „Wir haben ja eine neue Ausgabe, die Eschenburgs Fehler verbessert! O die Sünder, die eine verbesserte Ausgabe versprochen, kein Englisch verstanden und ebenso wenig Teutsch konnten, sich bei den unbedeutendsten Kleinigkeiten aufhielten. Wer sieht nicht, dass es blos auf Gaunerei angesehn war! Den ehrlichen Schweizern, die ihr Shakespear so vieles Geld kostet, solchen Schaden zuzufügen, und das ganze Publikum zu hohnekken! Pfui,

---

[1]) Vgl. Goedeke, Grundriss IV, 106, VI, 450.

[2]) Almanach der Belletristen und Belletristinnen fürs Jahr 1782. Ubietea bey Peter Jobst Edlen von Omai, Königl. Hofbuchhändler und Buchdrucker. Der Verfasser war Joachim Christian Friedrich Schulz, der Verleger Himburg in Berlin (vgl. Goedeke, Grundriss IV, 354). Die erwähnte Charakteristik Eschenburgs ist zu finden S. 43—45. Im gleichen Bande (S. 63) begegnen wir einer gelungenen Charakteristik Goethes, die folgendermassen beginnt: „Der deutsche Shakespear? Das wird er selbst nicht sein wollen; aber etwas mehr als andere Männer in seinem Fach ist er .... Er ist der Lieblingsschriftsteller unserer Nation ..."

die elenden, geldsüchtigen Leute! die nicht eine Ader Schaam an sich haben! Nasenstüber unter den Augen der ganzen Welt verdienten sie!" Ähnlich lautet eine Kritik in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek",[1]) deren Verfasser sich jedoch ebenso wenig wie Schulz über den wirklichen Wert der Eckertschen Verbesserungen orientiert zu haben scheint, da er nur auf Grund der Eschenburgschen Abwehr sein Urteil bildet: „Was soll man von der Schaamlosigkeit dieser Männer sagen, die öffentlich Nachdruck treiben, sich für Gelehrte ausgeben, und betitelt sind: Hofrat Beeke und Professor Eckert in Mannheim."

Als die letzterwähnte Verurteilung seiner Thätigkeit erschien, war Eckert bereits seit mehr als einem Jahre gestorben. So war es Eschenburg allein überlassen, den Kampf fortzuführen. Er veröffentlichte im Jahre 1787 einen dicken Oktavband „Über W. Shakspeare",[2]) in dessen neuntem Abschnitt er ein Verzeichnis der Umarbeitungen, Nachahmungen und Übersetzungen Shakespearischer Schauspiele giebt. Der dritte Teil dieses Abschnitts beschäftigt sich mit den deutschen Übersetzungen, zuerst mit der Wiedergabe des Julius Cäsar von Wilhelm von Bork,[3]) dann sofort in Worten höchster Begeisterung mit Wieland, um auf S. 509—523 des eigenen Schaffens zu gedenken. In dieser mehr als ausführlichen Behandlung musste auch die Thätigkeit Eckerts besprochen werden. Wenn wir lesen, dass Eschenburg es ruhig zu verschmerzen suchte, falls seine Bemühungen „auch zum Teil verkannt, und von

---

[1]) 65. Band, 2. Stück, 1786, S. 414 ff. (von Höpfner in Darmstadt).

[2]) Zürich, Orell, Gessner und Füssli. Mir lag nur die neue Auflage von 1806 vor.

[3]) [Caspar Wilhelm von Bork, Königl. Preuss. Staatsminister]: Versuch einer gebundenen Übersetzung des Trauer-Spiels von dem Julius Caesar. Aus dem Englischen Werke des Shakspear. Berlin 1741 (bei Haude): vgl. Genée a. a. O. S. 203.

Recensenten wenig oder gar nicht berührt wurden", wenn eine ganze Seite von Dank für Wielands Anerkennung überfliesst, so sind wir einer sich daran anschliessenden Berücksichtigung der eigenen Fehler und des uns hier vor Augen kommenden allmählich bekannten Stiles schon vorher gewiss. Es wurde bei der Beurteilung von Eschenburgs Thätigkeit im Beginn des zweiten Abschnitts dieser Darstellung bereits die Stelle citiert: „mich auf die vielen noch zurückgebliebenen Fehler aufmerksam zu machen, bedurfte es wahrlich keines Gabriel Eckerts". Dass diese Äusserung einem schwer beleidigten Gefühl entsprang, obwohl wenige Seiten vorher von absoluter Gleichgültigkeit die Rede war, erhellt aus den daran anschliessenden Sätzen, die aus dem Grunde nicht übergangen werden dürfen, als in ihnen auch von der starken Verbreitung des Mannheimer Shakespeare berichtet wird: „Verdank es ihm (Eckert) das Publikum, wenn es kann, und mehr noch den saubern Herren, die ihn verdungen hatten, dass ich durch den so starken und geflissentlichen Vertrieb ihres Nachdrucks bisher ausser Stande gesetzt wurde, eine ganz umgeänderte, des Originals würdigere Ausgabe des deutschen Shakspeare zu liefern, wozu ich schon seit geraumer Zeit beträchtliche Materialien im Vorrath hatte, und dass ich in meiner gegenwärtigen Lage, auch beym etwa bald eintretenden Bedürfniss einer neuen Ausgabe, zu der gewiss sehr mühsamen Ausführung derselben nach meinem ganzen Plan, schwerlich mehr Musse und Kräfte aufzusparen hoffen darf (S. 513)."

Aus diesen Worten lässt sich klar erkennen, dass Eschenburg trotz seiner Beteuerung des Gegenteils seiner Verstimmung nicht Herr zu werden vermochte. Als aber die Aufforderung an ihn gelangte, die neue Auflage ebenfalls herauszugeben, folgte er ihr willig, obwohl es vielleicht nur an seinem Festhalten gelegen ist, dass nicht Schlegels

Übersetzung als „verbesserte“ Eschenburgs in Zürich erschien. Thatsache ist, dass Schlegel an Böttiger das Ersuchen stellte, mit Gessner durch Wielands Vermittelung die Unterhandlung einzuleiten.[1]) In dem ersten der von ihm an Böttiger gerichteten Briefe lesen wir: „Ehe von meiner poetischen Übersetzung die Rede war, war es H. Eschenburgs Absicht, eine neue verbesserte Ausgabe seiner prosaischen zu veranstalten. Er sagte mir zwar, als ich ihn in Braunschweig darüber sprach, er habe diess nunmehr gänzlich aufgegeben . . . Ist keine zweyte Ausgabe der Eschenburgischen Übersetzung zu erwarten, so . . . (es folgen die von Schlegel gestellten Bedingungen).“ Als Gessner die Übernahme des Verlages ablehnte, übergab Schlegel seine Arbeit Unger in Berlin, wo der erste Band im Frühjahr 1797 erschien. Im Mai sandte er denselben von Jena an Eschenburg nach Braunschweig, von einem Briefe begleitet, der Anfang Juni erwidert wurde. In diesem letzteren Schreiben wird ausdrücklich darauf hingewiesen, dass nur auf entschiedenes Drängen der Verleger die Arbeit zur neuen Auflage aufgenommen worden sei, aber als eine Kritik in der „Allgemeinen Litteraturzeitung“ der neuen Arbeit mehr Verehrung entgegenbrachte als der

---

[1]) Vgl. hierzu und zu dem folgenden: Briefe von August Wilhelm Schlegel an Böttiger im Archiv für Litteraturgeschichte III, 152 ff., von Schlegel an Eschenburg im Anhang von M. Bernays, Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare, von Eschenburg an Schütz in C. G. Schütz, Darstellung seines Lebens u. s. w., herausgegeben von seinem Sohne. Halle 1835. 2. Band, S. 284, 285. Über Wielands Stellung zu dieser neuen Auflage Eschenburgs und gegen Schlegel vgl. Bernh. Seuffert, Wielands, Eschenburgs und Schlegels Shakespeare-Übersetzungen. (Archiv für Litteraturgeschichte. 13. Band, S. 229—332.) Hier wird auch auf einen Brief von Wieland in Zollings „Heinrich von Kleist in der Schweiz“ (Stuttgart 1882) S. 122 hingewiesen. — Die Beziehungen Schlegels zu Eschenburg hier ausführlich zu erläutern, lag nicht in der Absicht des Verfassers.

umgearbeiteten alten, brach die gekränkte Stimmung heftig wieder durch: „Es sollte mich fast reuen, die neue, zwanzig Jahr hindurch vorbereitete, Ausgabe übernommen zu haben, wenn ich wüsste, dass ihre Erscheinung mehr solche einseitige und gehässige Parallelen, und — was einem rechtlichen Manne noch empfindlicher ist — mehr solche schiefe und schielende Komplimente veranlassen werde.“ So schreibt er am 24. November des gleichen Jahres an Schütz. Das Unerwartete der Aufforderung seitens der Verleger wurde auch im Vorwort zum ersten Bande der neuen Auflage betont, deren erster Band 1798, deren zwölfter und letzter 1806 bei Orell, Füssli & Cie. in Zürich erschienen. In diesem Vorwort wurde der Mannheimer Shakespeare nur kurz berührt: „Der, obgleich wenig wohlfeilere Nachdruck hatte sich überall verbreitet.“

Eschenburg hatte mit seinen Ahnungen, die er in dem erwähnten Brief an Schütz andeutet, nur allzu recht. Schillers Bemerkung in einem Briefe an Goethe (7. Dezember 1799): „Den Werth, welchen Eschenburg seiner neuen Ausgabe Shakespeares nicht gab, wird nun wohl Schlegel der seinigen zu geben nicht zögern“, ist bezeichnend für die Anschauung, mit welcher man die beiden Werke miteinander verglich. Wohl fand sich noch einmal ein Kritiker, der die Bestrebungen, die Arbeit des alternden Braunschweiger Gelehrten zum Himmel erhob. Mit Recht konnte ein Ausspruch folgenden Inhalts in der „Allgemeinen Litteraturzeitung“[1]) Platz finden: „Seit der Erscheinung dieser (der ersten) Eschenburgischen Ausgabe nahm die Kenntnis Shakespeares, die wahre Würdigung desselben, und sein Einfluss auf unsre Dichtkunst und unsren Geschmack sichtbar zu.“ Die Berechtigung zu einem derartigen Lob kann auch heute nicht geleugnet werden. Aber

[1]) Nr. 176, 5. Junius 1798.

neben dem glänzend emporsteigenden Stern Schlegels erblasste der Ruhm Eschenburgs mehr und mehr. Während Schlegels Arbeiten, ergänzt durch das Wirken von Baudissin und Tiecks Tochter Dorothea, einer nach und nach allgemein werdenden Verehrung sich erfreuen konnten, sank die prosaische Wiedergabe auf die Stufe rein litterarhistorischen Wertes herab. Fast vereinzelt steht Heines Bevorzugung da[1]: „Eine Übersetzung in Prosa, welche die prunklose, schlichte, naturähnliche Keuschheit gewisser Stellen leichter reproduziert, verdient gewiss den Vorzug vor der metrischen", aber aus den zahlreichen Schriften der letzten Zeit lassen sich wohl anerkennende,[2]) im allgemeinen jedoch nur solche Urteile anführen, die dem seinerzeit erwähnten Wort von Gervinus nachgebildet lauten: „Eschenburgs Übersetzung ward eine Vorarbeit für Schlegel."

Indem die beiden Werke zur gleichen Zeit dem deutschen Volke dargeboten wurden, das eine in neuer, das andere in umgearbeiteter Fassung, immerhin aber stets eine Pause zwischen das Erscheinen der einzelnen Bände fiel, kann der gegenseitige Einfluss der metrisch gebildeten, zum erstenmal veröffentlichten Bearbeitung, und der zweiten Auflage der prosaischen Darstellung, deutlich bemerkt werden. Während dies schon mit Rücksicht auf die verschiedenartige Behand-

[1]) Shakspeares Mädchen und Frauen. Sämtliche Werke, herausgegeben von Elster. Bd. V, S. 384. 385.

[2]) Besonders F. Th. Vischer (Shakespeare-Vorträge I. 197): „Eschenburgs Werk ist doch eine höchst achtungswerte Leistung. Und in Richard III., da hat es ihn doch erfasst; — das ist interessant — das ungeheuer Grosse in dieser Tragödie hat ihn genötigt, in Jamben zu dichten. — So kam nun dieses Versmass nach Deutschland", ferner A. Fresenius (Shakespeares Timon von Athen auf der Bühne im Shakespeare-Jahrbuch XXXI, S. 117): „Eschenburgs Übersetzung sei Jedermann, namentlich dem Schauspieler zum Studium seiner Rollen empfohlen."

lung der Sprache bei Eschenburg nur im Sommernachtstraum sich bestimmt feststellen lässt,[1]) ist es unschwer nachzuweisen, dass Schlegel stets die erste Auflage Eschenburgs zu Rate gezogen hat. Es ist nicht die Aufgabe dieser Darstellung, eine Frage kurz zu streifen, zu deren genauer Behandlung fast jede Seite des Textes herbeigezogen werden müsste. Von der Richtigkeit dieser Behauptung wird ein bescheidener Schimmer uns zu Teil werden, wenn wir uns mit der weiteren Frage befassen, ob nicht vielleicht auch unser „Mannheimer Shakespeare" einen Anteil an Schlegels Übersetzung gehabt habe. Aber nur dann können wir auf das Bestimmteste versichern, dass Schlegel die sämtlichen Verbesserungen Eckerts gekannt hat, wenn eine der wichtigeren, von Eschenburg aber nicht anerkannten Änderungen bei ihm sich vorfindet. Ein wirklich schlagendes Beispiel liegt jedoch nicht vor. Wenn Schlegel im Anschluss an Eschenburg im 3. Akt des Sturm Sebastian die Worte: „Ein lebend Puppenspiel (a living drollery III, 1. 21)" in den Mund legte, brauchte er nicht zu wissen, dass Eckert diese Übersetzung vorgeschlagen hatte. An allen denjenigen Stellen, wo er im Gegensatz zu Eschenburg mit dem Wortlaut des Nachdrucks übereinstimmt — im ganzen lassen sich dreizehn erwähnen —, liegt die Vermutung nahe, er habe einfach dem englischen Text sich angeschlossen. Ebenfalls im dritten Akt des Sturm weint Miranda Freudenthränen, als Ferdinand ihr seine Liebe erklärt: „Ich bin eine Thörinn, ich weine über das, was mich freut (I am a fool to weep at what I'm glad of. Sturm III, 1. 73. 74)." Hier hatte Eschenburg gesetzt: „Bin ich nicht (2. Aufl.: Ich bin wohl) eine Thörinn, dass ich über das weine, was ich doch so erfreut (2. Aufl.: froh) bin zu hören", während Schlegel in genauer Befolgung des Textes schrieb: „Ich bin

---

[1]) Vgl. Bernays a. a. O. S. 44, Anm. 26.

thöricht, zu weinen über etwas, das mich freut." Hieraus kann ebenso wenig ein Beweis geschlossen werden, wie aus den Worten Glosters im dritten Teil Heinrichs VI. Hier sagt dieser von Warwick: „Machte er den Spass wider seinen Willen (V, 1. 30: Or did he make the jest against his will)." Eschenburg hatte ihn nur sagen lassen: „Hat er sich wider seinen Willen versprochen", Schlegel liess das „jest" des Textes nicht fallen: „Spasst er wider seinen Willen." Noch eine dritte kleine Stelle sei genannt. Sie findet sich im Sturm. Prospero enthüllt der Tochter das vergangene gemeinsam gelittene Unglück: „Jetzt komm' ich zur Hauptsache (I. 2. 169: now I arise)". So hatten Wieland und Eschenburgs beide Auflagen frei den Übergang zum folgenden gebildet. Eckert und wörtlich Schlegel folgten der übertragenen Wendung nicht, sondern blieben bei dem einfachen „Jetzt erheb' ich mich". Alle diese Kleinigkeiten sind nicht im stande, für die thatsächliche Benutzung des Mannheimer Shakespeare durch Schlegel den Beweis zu liefern.[1]) Auch Baudissin und Tiecks Tochter Dorothea, welche unter der Leitung Tiecks das von Schlegel aufgegebene Werk fortsetzten, scheinen nicht mit Eckerts Verbesserungen vertraut gewesen zu sein. Genau wie vorhin lassen eine Anzahl gleichlautender Stellen — im ganzen fünfundzwanzig — beim ersten Durchlesen die Möglichkeit einer Vorlage als begründet erscheinen, doch wird stets die Vergleichung des englischen Textes diesen Gedanken wieder zurückweisen. Kein einziger längerer Satz, nur einzelne Worte können angeführt werden. Wenn zufällig das Lustspiel „Gleiches mit Gleichem" fünf solcher Übereinstimmungen bietet, müssen wir den Grund hierfür nur darin suchen, dass Eschenburg hier ganz offene Fehler

[1]) Die weiteren Stellen sind: Sturm II, 2. 144. 189; IV, 1. 216; Kaufmann von Venedig I, 1. 44; 2. 73; 3. 138; II, 633; Richard II., I, 3. 298; Romeo und Julie I, 1. 120; Hamlet I. 173.

gemacht hat, Baudissin dieselben richtig als solche erkannte und, da sein Streben ebenfalls auf möglichst genaue Beibehaltung des Textes ging, ein eben deshalb im Mannheimer Shakespeare zu findendes Wort selbständig einsetzte. Die kurze Besprechung einiger dieser Ähnlichkeiten wird ein deutlicheres Bild geben, als eine langausgedehnte Beweisführung es vermag. Gleich zu Beginn des eben genannten Stückes lehnt der Herzog die Absicht Angelos, ihn zu begleiten, bei Eschenburg und Wieland mit dem Bemerken ab: „Wir können keinen Augenblick länger verziehn (I, 1, 63: thy haste may not admit it).“ Der Nachdruck änderte „Meine Eile lässt es nicht zu“, und Baudissin schrieb „Die Eil' erlaubt es nicht“. So auch in der nächsten Scene. Lucio sagt zu dem zweiten Edelmanne: „Du betest wie jener andächtige Seeräuber, der mit den zehn Geboten zu Schiffe ging, aber aus der zweyten Tafel eins auskratzte (I, 2. 6—8: scraped one out of the table).“ Aus der zweiten Tafel? Es ist sonderbar, dass Eschenburg Eckerts berechtigte Änderung „eins aus der Tafel kratzte“ nicht übernahm. Baudissins „das eine aber aus der Tafel auskratzte“ ist daher nur eine wörtliche Übersetzung. Im zweiten Akt des gleichen Stückes sagt Isabella: „O! das Gesetz ist allzu gerecht, wiewohl auch sehr strenge. Ich habe also keinen Bruder mehr (II, 2. 41. 42: O just but severe law. I had a brother, then).“ Viel prägnanter bildete Eckert: „O gerechtes, aber strenges Gesetz! Ich hatte also einen Bruder.“ Noch besser gelang die Übertragung Baudissin: „O gerecht, doch streng! — So hatt' ich einen Bruder.“ [1]) Während diese Stellen sämtlich nicht genügen,

---

[1]) Weitere Stellen: Gleiches mit Gleichem I, 4. 6. 15; IV, 2. 160; Lustige Weiber III, 1. 14; 2 Veroneser IV, 1. 3; Antonius und Cleopatra I, 2. 19; Titus Andronikus IV, 4. 64; V, 2. 91; Timon von Athen I, 1. 212; III, 5. 50; IV, 3. 115; Othello II. 1. 210; III, 3. 186.

einen sicheren Beweis für die Benutzung des Nachdrucks und seiner Verbesserungen durch Baudissin oder Dorothea Tieck zu erbringen, sind zwei aus Eschenburgs Übersetzung übernommene Fehler wohl verwendbar, ein „Nein“ als Antwort auf die mehrfach gestellte Frage zu verteidigen. Wir konnten die eine dieser beiden Stellen schon als Zeichen von Eschenburgs Leichtfertigkeit bei der Durchsicht der Werke „Cymbeline“ und „Heinrich VIII.“ anführen, zugleich Eckerts richtige Änderungen gegenüberstellen.[1])

Da „Cymbeline“ Dorothea zur Bearbeitung zugefallen war, „Heinrich VIII.“ schon früh von Baudissin übertragen wurde, wird für die beiden Zöglinge Tiecks die Frage, ob sie Eschenburgs Übersetzungen ohne die Verbesserungen verwendet haben, leicht gelöst. Eschenburg hatte die Worte des Posthumus (Cymbeline V, 3. 53—55) gegeben: „Du bist eher dazu gemacht, dich über das zu wundern, was du hörst, als selbst etwas auszuführen (you are made Rather to wonder at the things you hear Than to work any)“, anstatt „als selbst Wunder zu thun“. Der Auffassung der Züricher Ausgabe blieb Dorothea treu: „Ihr staunt wohl lieber, hört ihr Von Thaten, als ihr selber welche thut.“ Hertzberg erst beseitigte den verzeihlichen Irrtum, wenn überhaupt von einem solchen die Rede sein kann, und schrieb[2]): „Ihr scheint ein Mann, den eher das verwundert, was er hört, Als dass er Wunder thut.“ In

---

[1]) Vgl. S. 49.

[2]) Auch Voss und Philipp Kaufmann haben hier wie Eschenburg = Dorothea übersetzt. Diese Stelle ist die einzige, wo ich der zweifelhaften Auffassung wegen in ihren Übersetzungen nachträglich nachzusehen mich entschloss. Die Unterscheidung ist hier schwierig, trotzdem erscheint mir die freiere Wahl Eckert = Hertzbergs als die richtigere.

Heinrich VIII. übersetzte Baudissin Buckinghams Dank folgendermassen: „Entfernen will ich mich Nach eurem Wort“, wo es heissen soll „Ich bin euch dankbar, will nach eurer Vorschrift auch wandeln (I. 1. 149—151 I'll go along by your prescription)“. So lesen wir in Hertzbergs Übersetzung, wie in der Gabriel Eckerts, während Baudissin offenbar auf Eschenburg gefusst hatte.

Bei den gemeinsamen Beratungen in Dresden ist also der Mannheimer Shakespeare wohl ebenso wenig aufgeschlagen worden, wie dreissig Jahre vorher im Studierzimmer Schlegels in Jena. Dafür wurde ihm die Ehre zu teil, Schiller bei seiner Bearbeitung des Macbeth als Grundlage dienen zu können.[1]) Schiller bestellte sich den „Frankenthaler“ Nachdruck in einem Briefe, den er am 15. Dezember 1797 an Cotta richtete.[2]) Diese Bestellung ist jedenfalls

[1]) Über diese Bühnenbearbeitung des Macbeth im allgemeinen giebt Albert Kösters treffliches Buch „Schiller als Dramaturg“ so ausführliche Nachrichten mit genauer numerischer Angabe der einzelnen Stellen, dass ich mich bei meiner Darstellung nur mit dem Notwendigsten zu befassen brauche. Über Eckert insbesondere vgl. S. 302, Anm. 106.

[2]) Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, herausgeg. von Vollmer. S. 276. In der Anmerkung wird versehentlich Eckert Eckart genannt (so auch Genée), der ebenfalls von Vollmer herausgegebene 13. Band der historisch-kritischen Ausgabe hat richtig Eckert. W. Th. Lowndons Bibliographers manual VIII, London 1863, S. 2345 schreibt bei der Erwähnung des Mannheimer Shakespeare: (see letter of Schwan [the Mannheim publisher] to Schiller, published in Schillers letters, Berlin 1858). Ausser Hempels zweiter Ausgabe (Wien 1857, 1858) sind im erwähnten Jahr keine Briefe veröffentlicht worden. In den 1859 erschienenen „geliebten Schatten“ steht ebenfalls kein Brief Schwans an Schiller, jedoch eine Antwort, die Schiller am 2. Mai 1788 an Schwan richtete, in welcher Eckert oder der Mannheimer Shakespeare nicht erwähnt werden. Jonas bemerkt (Schillers Briefe Bd. 2, S. 438) hier ausdrücklich: „Schwans Brief ist unbekannt.“ — Nach dieser Notiz scheint also Schwan Schillers Aufmerksamkeit auf den Mannheimer Shakespeare gelenkt zu haben.

als Zeichen dafür aufzufassen, dass doch einmal anerkennende Worte über Eckerts Arbeit gesprochen wurden,[1]) sonst würde wohl Schiller sich nicht dazu entschlossen haben, ihn ausdrücklich für seine Arbeit kommen zu lassen, wo er die Ausgabe von Wieland ja besass.[2]) Immerhin scheint er mit beiden wenig zufrieden gewesen zu sein, ein Billet an Goethe (2. Februar 1800) kündet: „Seitdem ich das Original von Shakespeare mir von Frau von Stein habe geben lassen, finde ich, dass ich wirklich besser gethan, mich gleich anfangs daran zu halten, so wenig ich auch das englische verstehe, weil der Geist des Gedankens viel unmittelbarer wirkt, und ich oft unnöthige Mühe hatte, durch das schwerfällige Medium meiner beiden Vorgänger mich zu dem wahren Sinn hindurch zu ringen.“ Diese berechtigte Rücksicht auf den Text des Originals hielt aber Schiller nicht ab, die ihm vorliegenden Verbesserungen, welche der zwölfte Band des Nachdrucks darbot, und die Arbeiten der Vorgänger stets im Auge zu behalten.[3]) Im ganzen hat Macbeth nur zu wenigen Änderungen Anlass geboten. Ob diese Verbesserungen in der neuen Auflage von Eschenburg angenommen wurden, ist hier nicht notwendig festzustellen, da der fünfte Band derselben, welcher am Schluss Macbeth enthält, erst 1801 erschien, Goethe aber schon am 3. April 1800 die durchmusterten letzten Seiten an Schiller zurücksandte. Es konnte dem letzteren höchstens

---

[1]) Vgl. J. G. Grubers „Wieland“ (Leipzig und Altenburg, 1. Teil, 1815, S. 135): „Ein gewisser Gabriel Eckert gab diese Übersetzung (Eschenburgs) als eine Art von Nachdruck, jedoch nicht ohne verschiedene Verbesserungen, zu Mannheim heraus.“

[2]) Dies wissen wir schon aus dem Brief an Mathisson. Briefe, herausgeg. von Jonas, III, 479. — Der „Macbeth“ steht im 6. Bande dieser Übersetzung.

[3]) Eine Anzahl von Stellen, die von Eschenburg übernommen sind, führt Schleiermachers Kritik an (wieder abgedruckt in „Aus Schleiermachers Leben“, herausgeg. von Dilthey, Berlin 1863, S. 540 ff.).

aus dem Anhang zum 13. Bande bekannt sein, dass Eschenburg von den sieben vorgeschlagenen Änderungen Eckerts fünf, die wichtigsten zu übernehmen sich erlaubt hatte. Den noch übrigen beiden Stellen ist, obwohl die eine als ganz richtig, die andere zum mindesten nicht als falsch bezeichnet werden muss, auch Schiller nicht gefolgt. Von den Verschiedenheiten in Bezug auf Interpunktion oder sonstige Kleinigkeiten verdient nur ein Beispiel angeführt zu werden. Die Lady begrüsst den heimkehrenden Gemahl: „grösser noch durch das Prophetische: Heil dir, der einst (V. 577. I, 8. 52: Greater than both, by the allhail hereafter)“, wo die Züricher Ausgabe hat „Heil dir dereinst“. Wesentlich wichtiger als diese kleine vorweg genommene, zufällige Verschiedenheit sind die von Eckert absichtlich eingesetzten Korrekturen Eschenburgscher Fehler, die in Schillers Bearbeitung sich wiederfinden. Nach der entsetzlichen That, der Ermordung seines Herrn, ist Macbeth von Gewissensbissen gepeinigt, er wagt sich nicht mehr in die Nähe des Opfers, um die Dolche der Kämmerer mit Blut zu bestreichen, wie es die Lady ihm geheissen: „Ich geh' nicht wieder hin, ich erschrecke vor dem Gedanken, was ich gethan habe. G e h d u w i e d e r h i n. Ich wag' es nicht (II, 2. 50—52: look on't again. I dare not).“ Hier hatte Wieland richtig geschrieben: „Seht ihr dazu“, Eschenburg aber einen falschen Sinn hereingebracht: „Bedenk' es noch einmal.“ Schiller folgte Eckert: „Geh du hinein. Ich wag's nicht (V. 1006).“

Zwei Änderungen stehen in der Unterredung Macbeths mit den Mördern nahe beisammen. Zwischen Macbeths Worten: „Ob ich gleich durch öffentliche Macht ihn aus meinem Gesichte vertilgen könnte“, war ausgelassen „und nichts als meinen Willen als Ursache angeben könnte (III, 1. 119: And bid my will avouch it)“. Schiller übertrug (V. 1670—1072): „Zwar steht's in meiner königlichen

Macht, Ihn ohne alle andre Rechenschaft, Als meinen Willen, aus der Welt zu schaffen.“ Die Mörder wollen Banquos Ermordung ausführen: „Wir sind entschlossen“ (138: we are resolved). Hier hatte Eschenburg „Ihr seid entschlossen“. In dem folgenden Gespräch Macbeths mit seiner Gattin hat Schiller das sealing night (III, 2. 46), was Eschenburg mit „blendender“, Eckert mit „dunkler Nacht“ gegeben hatte, schön umgebildet: „Steig' nieder, blinde Nacht (1774).“ Dies ist die eine Stelle, wo der Dichter seine eigenen Wege ging. Die andere findet sich noch im zweiten Akt, in der schon einmal erwähnten furchtbaren Scene, wo Macbeth von seiner That zurückkehrt. Er spricht über die Einzelheiten, über das kurze Erwachen der Kämmerlinge: „Auf ihre Furcht horchend, konnte ich nicht Amen sagen (II, 2. 28: Listening their fear, I could not say Amen).“ Schiller und vor ihm Eschenburg hatten die Worte „listening their fear“ auf das Vorhergehende bezogen. In der metrischen Bearbeitung des ersteren steht (V. 962—964): „. . . horchen auf die Gebärden ihrer Furcht. — Ich konnte nicht Amen sagen . . .“

Von den beiden letzten Versen, die bei Schiller von Benutzung des Nachdrucks zeugen, ist uns der eine bereits bekannt. Es ist das „zu Fuss“ (III, 3, 14), auf welche Weise Banquo zum Schlosse zu gelangen pflegt, was bei Eschenburg gefehlt hatte. Der andere findet sich im letzten Akt. Der Bote kündet das Nahen des Birnamwaldes. Macbeth droht, er werde ihn hängen lassen, falls er gelogen habe: „Sagst du die Wahrheit, so liegt mir nichts daran, wenn du mirs ebenso machst (V, 5, 40, 41: If thy speech be truth I care not if thou doest for me as much).“ Wieland hatte ganz richtig so übersetzt, Eckert brauchte diese Änderung nur von ihm zu übernehmen. Eschenburg hatte in ganz sinnloser Weise geschrieben: „Sagst du die Wahrheit, so weiss ich dir's eben keinen Dank, dass du



das thust.“ Schiller folgte Wieland und Eckert (V. 3279—81): „Sagst du die Wahrheit, nun so frag' ich nichts darnach. Ob du mit mir das Gleiche thust.“ Diese sieben sind die Hauptstellen, durch die sich Eckerts Ausgabe von der Züricher unterscheidet.

Bei dieser Bühnenbearbeitung des Macbeth durch Schiller gelangte der „Mannheimer Shakespeare“ zum letztenmal zur Verwendung. Ebenso wie über Eschenburgs rechtmässige Ausgabe, ging auch über ihn die Zeit hinweg, die Zeit, die in der Übersetzung Schlegels und der Tieckschen Zöglinge dasjenige fand, was die kritische Nachwelt zu finden nicht mehr im stande zu sein scheint. Sollte es wirklich dem neuen Jahrhundert vorbehalten sein, dem Unerreichbaren des Originals näher zu kommen als es der Wiedergabe gelang, die wir als eigensten Besitz der geistigen Bildung unseres deutschen Volkes betrachten können, so wird doch bei der neuen Übersetzung der gleiche Grundgedanke walten, der all die bisherigen zusammenhält. Es ist der Gedanke, dessen Vorhandensein wir trotz seiner unverzeihlichen anderen Fehler auch bei Gabriel Eckert gewahren: die Liebe zu einem deutschen Shakespeare

---



Lebensabriss.

Ich, Hermann Uhde, wurde geboren am 31. Oktober 1873 zu Weimar als Sohn des † Schriftstellers Dr. Hermann Uhde, besuchte das Kgl. Wilhelmsgymnasium in München, an welchem ich im Juni 1893 die Gymnasialabsolutorialprüfung bestand. Hierauf studierte ich, mehrfach von Krankheit unterbrochen, von 1894—1897 Jurisprudenz in München, von 1898—1901 deutsche und englische Litteraturgeschichte in Berlin, München und Heidelberg.

